

Leben und Sitten der Griechen: Abt. Die Tracht. Geburt und erste ...

Hugo Blümner

Digitized by Google

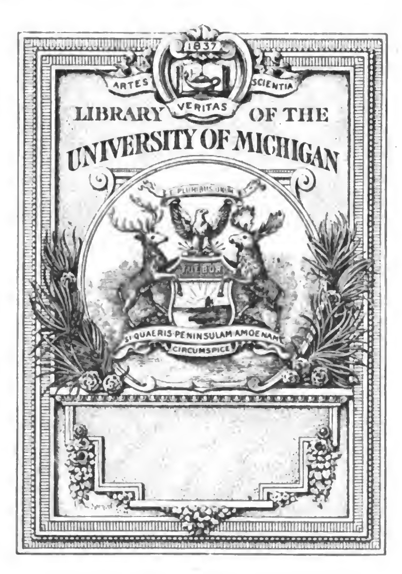
Das Wissen der Gegenwart

Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete.

Einzeldarstellungen aus dem Gesamtgebiete der Wissenschaft, in anziehender gemeinverständlicher Form, von hervorragenden Fachgelehrten Deutschlands, Österreich-Ungarns und der Schweiz.

Je … **ie Bände**
erschei … **Schönes**
Papier … **er Bände**
gleichm … **Einband.**

Jeder … **1 Mark**



D…

durch d … soll, dem
Gebild … biete der
Wissens … riedigende
Aufklär … der allge-
meinen … äufig ein
Umfan … nen, von
denen … ustein zu
einem … rnehmens
haben … durch die
modern … gemacht.
Die U … gleichsam
wie gl … etzen und
selbst … ie sie im
Leben … n haben,
auch i … die beiden
großen … rein ab-
strakter … , werden
wir kei … vom dog-
matisch … dies aus
dem Doppelgrunde, weil in einem Teil dieser Wissenschaften, wie z. B. in der Mathematik, ein anderes Wissen als ein durchaus vollständiges Fachwissen nicht denkbar ist, während in einem andern Teile, wie in der Metaphysik, positive Wahrheit nur insoweit, als es auf innere Geschichte ankommt, zu bieten ist.

Wir bemerken nur noch, daß wir die **Länder- und Völkerkunde**, die als selbständige Wissenschaft immer bedeutsamer hervortritt und die naturwissenschaftlichen und historischen Elemente in sich schließt, in unserem Plane des-
h… …rischen Wissenschaften angereiht haben, weil
d… … die Methode dieser Wissenschaften ausgeht,
n… …ung, ein historischer ist.

DF
91
.B658

Inhalt der erschienenen Bände:

Digitized by Google

Inhalt der erschienenen Bände:

Digitized by Google

DF
91
.B658

Das Wissen der Gegenwart

Deutsche Universal-Bibliothek für Gebildete.

LX. Band.

Digitized by Google

Leben und Sitten der Griechen

von

Prof. Dr. H. Blümner.

In drei Abteilungen.



Leipzig: G. Freytag. 1887. Prag: F. Tempsky.

Digitized by Google

Leben und Sitten der Griechen

von

Prof. Dr. H. Blümner.

I. Abteilung:

Die Tracht. — Geburt und erste Kindheit. — Erziehung und Unterricht. — Eheschließung und Frauenleben.

Mit 19 Vollbildern und 73 in den Text gedruckten Abbildungen.



Leipzig: G. Freytag. 1887. Prag: F. Tempsky.

Digitized by Google

Alle Rechte vorbehalten.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis.

Digitized by Google

Verzeichnis der Abbildungen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Einleitung.

Wenn die Darstellung des Lebens und der Sitten der Griechen, welche wir im folgenden zu geben versuchen, kein nach allen Seiten hin abgerundetes, alle Teile des Lebens in gleicher Weise in betracht ziehendes Gemälde bieten kann, so liegt die Schuld hieran wesentlich an der Unzulänglichkeit der Quellen, auf denen eine solche Schilderung zu beruhen hat. Dieselben sind von dreifacher Art: litterarische, monumentale und epigraphische. Die litterarischen Quellen bieten uns für die vorliegende Aufgabe zwar eine große Menge von Details, aber nur in den seltensten Fällen umfangreichere Bilder oder Beschreibungen von Kulturverhältnissen. Die Schriftsteller, welche wir aus der Zeit des freien Griechenlands noch ganz oder in größeren Bruchstücken besitzen, kommen nicht alle in gleicher Weise in die Lage, Gegenstände des privaten oder häuslichen Lebens zu berühren. Was die Dichter anlangt, so gewährt uns zunächst das homerische Epos einen oft sehr anschaulichen Einblick in das Leben jener frühen Zeiten; aber mit Homer verschwindet die epische Dichtung aus der Reihe der für uns brauchbaren Zeugnisse, und die Reste der alexandrinischen Ependichtung, die ja wesentlich eine gelehrte Poesie war, bieten uns, schon weil sie mit ihrem Stoff immer in die mythische Zeit zurückgreift und dieselbe wesentlich auf homerischer Grundlage schildert, kein nutzbares Material. Wenig Stoff erhalten wir auch von den lyrischen Dichtern; hier und da findet sich wohl etwas, was als ein

Digitized by Google

Zug in dem Sittengemälde verwertet werden kann, in den meisten Fällen aber ist die Ausbeute gering. Erst die alexandrinische Zeit, namentlich die bukolische und epigrammatische Dichtung, bringt auf diesem Gebiete ergiebigere Quellen: so sind z. B. die Gedichte Theokrits in dieser Hinsicht für uns von besonderem Werte. Leider ist sehr vieles aus jener Zeit, was uns die interessantesten Aufschlüsse über verschiedene Seiten des griechischen Lebens gegeben hätte, entweder ganz oder bis auf geringe Fragmente verloren gegangen. — Was das Drama anlangt, so kann hier die Tragödie mit ihren fast ausnahmslos mythologischen Stoffen gar nicht in Betracht kommen; die alte Poesie kennt ja kein „bürgerliches Trauerspiel“, wie das moderne, welches sicherlich dereinst für den Kulturhistoriker der neuern Zeit ein schätzbares Material abgeben wird. Um so mehr Nutzen ziehen wir für unsern Zweck aus dem alten Lustspiel, welches ohne Zweifel als die ergiebigste Quelle zur Kenntnis des privaten Lebens bezeichnet werden darf. Die direkt auf dem Boden der Gegenwart spielenden, mit allen ihren tollen Einfällen und phantastischen Erfindungen doch durchweg reale Verhältnisse behandelnden Lustspiele des Aristophanes sind für die Erforschung attischen Lebens eine wahre Fundgrube; wie schätzbar nach dieser Seite hin auch die andern, uns leider nicht mehr erhaltenen Dichter der sogenannten „alten Komödie“ des fünften Jahrhunderts v. Chr. waren, können wir heute noch aus zahlreichen Fragmenten ihrer Lustspiele entnehmen. Ist auch bei Benutzung dieser Quellen eine gewisse Vorsicht geboten, indem es gilt, lustige Erfindungen und Übertreibungen der Dichter von Thatsachen des wirklichen Lebens zu unterscheiden, so wird eine bestimmte Entscheidung in solchen Fragen doch in den weitaus meisten Fällen nicht auf besondere Schwierigkeiten stoßen. Nicht minder wertvoll, ja vielleicht noch beträchtlich nutzbringender wären für uns die Lustspiele der sog. „neuern Komödie“, des Menander u. a. m., wenn wir von denselben nicht bloß vereinzelte Fragmente besäßen. Einen Ersatz bieten uns für

Digitized by Google

die verlorenen Originale allerdings die Nachahmungen des Plautus und Terenz; nur bedarf es da auch bisweilen der Behutsamkeit in der Benutzung, insofern die römischen Dichter bei ihrer Übertragung nicht selten Züge römischen Lebens mit einmischen, obgleich sie im allgemeinen die griechischen oder speziell attischen Verhältnisse beibehalten, die den originalen Komödien zu grunde liegen. —

Unter den Prosaschriftstellern sind es zunächst die Historiker und die Redner, welche für uns in Betracht kommen. Erstere verhältnismäßig noch am wenigsten. Ihre Hauptaufgabe bildet die Darstellung der großen politischen und kriegerischen Ereignisse; das um sie herum sich abspielende tägliche Leben bot ihnen keinen Anlaß zur Schilderung, ganz abgesehen davon, daß sie überhaupt wohl schwerlich auf den Gedanken kamen, daß in späteren Zeiten einmal jemand Interesse daran nehmen könnte, auch über die sozialen Verhältnisse jener Zeit näheres zu erfahren. Ein Schriftsteller wie Herodot, welcher nicht bloß politische Geschichte, sondern auch geographische, ethnologische und Kulturverhältnisse in sein Bereich zieht, richtet daher sein Hauptaugenmerk auf die fremden Völker, von denen er seinen Landsleuten allerlei zu erzählen weiß, vom Leben und Sitten der Ägypter, Assyrer, Perser: von den Griechen selbst schweigt er, was das anbetrifft, völlig. So ist es denn sehr erklärlich, daß die Historiker nur mehr gelegentlich Dinge erwähnen, welche wir als Material bei der Schilderung des griechischen Lebens mit Vorteil benutzen können. — Reichlicheren Stoff bieten uns dafür die Redner; weniger in den politischen Reden, als in den in nicht unbeträchtlicher Zahl uns vorliegenden Privatreden, welche bürgerliche Prozesse zum Gegenstand haben. Hier fallen auf allerlei Vorkommnisse des täglichen Lebens und private Verhältnisse mannichfacher Art interessante Streiflichter, wie wir sie nicht so leicht sonst irgendwo noch finden. Einiges, aber verhältnismäßig nur wenig Material bieten die philosophischen Schriften; am meisten darunter diejenigen, die mehr auf

Digitized by Google

dem Boden des realen Lebens stehen und bei denen die philosophischen Probleme im Anschluß an positiv Bestehendes behandelt werden. Hierher gehören zum Teil auch Schriften wie die Charaktere des Theophrast, bei denen man nur außerordentlich bedauern muß, daß wir diese auf feinster Beobachtung beruhenden und mit direkt aus dem Leben gegriffenen Zügen reich ausgestatteten Charakterschilderungen nur in so verstümmeltem Auszuge besitzen.

Die griechische Litteratur der römischen Zeit kann für die Schilderung des Zeitalters, um welches es uns hier zu thun ist, nur mit Auswahl und Prüfung herangezogen werden. Seitdem Griechenland unter römische Herrschaft gekommen war, hatten sich manche neue Sitten und Gebräuche dort eingebürgert, welche den Zeiten des freien Griechenlands und der hellenistischen Epoche unbekannt gewesen waren. Das macht den Wert der Schriften des Plutarch und ganz besonders des Lucian, jenes trefflichen Sittenschilderers des zweiten Jahrh. n. Chr., für unsern Zweck geringer. Doch giebt es auch in dieser späteren Litteratur manches, was wir mit vollem Recht in dieser Darstellung benutzen dürfen, indem teils manche Einrichtungen und Bräuche sich das ganze Altertum hindurch erhalten haben, teils die späteren Schriftsteller nicht selten mit ihren Schilderungen in die vergangenen Jahrhunderte zurückgehen und nach älteren Quellen schildern oder aus alten Historikern und sonstigen Autoren schöpfen, deren Glaubwürdigkeit allerdings unter Umständen auch erst Gegenstand der Prüfung werden muß. Ganz ebenso verhält es sich mit dem brauchbaren Material, welches wir der römischen Litteratur verdanken.

Aus dem Gesagten geht schon zur Genüge hervor, daß die Darstellung, welche wir hier zu geben beabsichtigen, vornehmlich die eigentlich „klassische" Zeit des griechischen Altertums, etwa vom sechsten bis dritten Jahrhundert v. Chr., im Auge hat. Eine zusammenhängende Geschichte der Kulturentwickelung des griechischen Volkes von den Anfängen an zu geben, ist uns

Digitized by Google

eben schon durch die Beschaffenheit unserer Quellen, durch die Lückenhaftigkeit der Überlieferung verwehrt. Zwischen der homerischen Kultur und derjenigen, welche wir dann in den Dichtern und Prosaikern der Blütezeit kennen lernen, liegt ein Zeitraum von mehreren Jahrhunderten, von welchen wir nur sehr wenig, und das wenige meist in sagenhaftem Zustande wissen. Wie die Zustände, welche wir im sechsten und fünften Jahrhundert vorfinden, sich allmählich entwickelt haben, können wir nur in einzelnen Fällen, in Verfassungsfragen z. B. u. dergl., noch einigermaßen beurteilen, während sich die kulturhistorischen Verhältnisse in ihrer genetischen Gestaltung mehr oder weniger unserer Kenntnis entziehen. Darum verzichten wir auch darauf, hier der homerischen Kultur eine eigene Darstellung zu widmen, und begnügen uns damit, einzelne Züge daraus an geeigneter Stelle einzuflechten. Ebenso wenig gehen wir über die Periode des Hellenismus hinaus, da bereits in dieser der fremdländische Einfluß, zunächst der orientalische, manche Veränderung hervorgebracht hat, während später, wie bereits angedeutet, der römische manche Verhältnisse wesentlich umgestaltet hat.

Diesem Plane unseres Büchleins entspricht denn auch die Auswahl der monumentalen Quellen, welche wir zu Hilfe herbeiziehen. Bilder griechischen Lebens geben uns vornehmlich in reicher Fülle und Mannigfaltigkeit die in so großer Zahl auf uns gekommenen Vasengemälde, welche das tägliche Leben in seinen wechselreichen Erscheinungen sich oft genug zum Gegenstande wählen. Von dieser unschätzbaren Quelle zur Kenntnis der griechischen Sitten werden wir denn reichlichen Gebrauch machen; ihr sind die Mehrzahl der von uns zur Illustration ausgewählten Abbildungen entnommen. Es ist verhältnismäßig nur wenig, was daneben noch in Betracht kommt. Unser statuarischer Denkmälervorrat enthält weitaus zum größten Teile Götter- oder Heroendarstellungen, ferner Porträts: von beiden können wir hier höchstens zur Darstellung der Tracht Nutzen ziehen. Genrehafte Darstellungen haben sich in Statuen aus

Digitized by Google

guter griechischer Zeit wenig erhalten: einige derartige werden wir zu besprechen Gelegenheit finden. Reichhaltiger sind nach dieser Richtung die kleinen Thonfiguren (Terrakotten), welche sehr oft Stoffe des wirklichen Lebens zum Gegenstande haben und dieselben nicht selten uns mit drastischer Naturwahrheit vorführen. Auch hier aber ist, wie bei den Statuen, immer auf die Trennung hellenischer und römischer Arbeiten zu achten; und eben diese Rücksicht beschränkt auch die Auswahl der benutzbaren Reliefs in starkem Maße, da die überwiegende Mehrzahl derjenigen, deren Inhalt für unsern Zweck geeignet wäre, erst aus römischer Zeit stammt und in den meisten Fällen auch römisches Leben zum Gegenstande hat. — Fast gänzlich außer Betracht fallen eben deshalb auch die Mosaiken und Wandgemälde, da uns solche aus griechischer Zeit gar nicht überkommen sind; zwar gehen manche derselben zweifellos auf griechische Vorbilder, zum mindesten aus alexandrinischer Epoche, zurück, aber die Entscheidung hierüber ist im einzelnen nicht immer leicht zu treffen, und außerdem sind das weitaus zum größten Teile Bilder mythologischen Inhalts. — Daß endlich die Werke der etruskischen Kunst, Sarkophage, Spiegelzeichnungen u. dergl. außer acht gelassen werden müssen, ist nach dem Gesagten selbstverständlich. Man sieht, daß der Kreis der Denkmäler, welche zur Ergänzung unserer litterarischen Quellen dienen können, beschränkt ist; wenn die Vasenbilder darin die überwiegende Mehrzahl ausmachen, so stimmt das vollkommen mit den zeitlichen Schranken überein, welche wir uns für unsere Darstellung gesetzt haben; denn dieselben gehören fast durchweg den obengenannten Jahrhunderten an, und nur wenige für unsern Zweck brauchbare gehen in höheres Altertum zurück.

Aus der Beschaffenheit unserer Quellen ergiebt sich aber nicht bloß eine zeitliche Beschränkung, welche wir uns bei unserem Stoffe aufzuerlegen haben, sondern auch eine räumliche. Wenn man vom griechischen Leben schlechtweg spricht, so müßte man streng genommen nicht bloß das Leben im eigentlichen

Digitized by Google

Griechenland oder Hellas, sondern auch das in den zahlreichen Kolonieen am ägäischen und schwarzen Meere, in Unteritalien, Nordafrika u. s. w. darunter verstehen. Aber nicht nur von diesen außerhalb Hellas gelegenen griechischen Niederlassungen wissen wir in bezug auf ihre Kulturverhältnisse äußerst wenig, sondern auch in Griechenland selbst, wo diese Verhältnisse infolge der politischen und Stammesverschiedenheiten keineswegs überall gleich liegen, ist unsere Kenntnis derselben vielfach beschränkt. Wenn auch die Verschiedenheiten in Sitten und Lebensweise in früheren Jahrhunderten, wo die Handelsverbindungen noch weniger entwickelt, Reisen und Verkehr spärlicher waren, jedenfalls stärker waren, als später, wo gegenseitige Ausgleichung in höherem Maße eingetreten war, so blieben doch gewisse Unterschiede der Kultur und der Gebräuche, namentlich infolge nationaler Eigentümlichkeiten, immer bestehen. Das Leben in Sparta war in sehr vielen Hinsichten ganz und gar abweichend von dem in Athen; auch die andern, größeren Städte des hellenischen Festlandes, Korinth, Sikyon, Theben, um von den Kolonieen, von Milet, Syrakus, Kyrene u. s. w. ganz zu schweigen, wiesen ohne Zweifel in vielen Hinsichten lokale Besonderheiten auf, welche sich in den allermeisten Fällen durchaus unserer Kenntnis entziehen. Unsere litterarischen Quellen sind zum größten Teil athenische; auch die Mehrzahl der Denkmäler geht auf attischen Ursprung oder mindestens Einfluß zurück, obgleich bei den Vasen allerdings auch Unteritalien eine Rolle spielt und daher in vielen Fällen auch die Sitten Großgriechenlands in diesen Gemälden zur Darstellung gekommen sein mögen. Demnach geht das meiste, was wir vom griechischen Leben wissen, auf Athen, und streng genommen hätten wir unsere Darstellung „Leben und Sitten der Athener" betiteln müssen, wenn wir nicht in der Lage wären, hier und da durch vereinzelte Nachrichten auch aus anderen Gegenden Griechenlands das Bild etwas zu erweitern. Immerhin müssen wir den Leser bitten, daran fest zu halten, daß die meisten Züge, welche wir vorführen werden, das Athen des

Digitized by Google

sechsten bis vierten Jahrh. v. Chr. betreffen. Wie man zur gleichen Zeit in irgend welcher griechischen Kleinstadt oder auf dem Lande lebte, davon haben wir kaum eine dürftige Vorstellung. Hier tritt vielfach ergänzend die dritte Klasse unserer Quellen ein, die Inschriften. Die Inschriften liefern uns allerdings das meiste Material zur Kenntnis der Staatseinrichtungen, der Rechts- und Kultusaltertümer u. s. w., aber sie bringen doch auch nicht selten interessante Aufschlüsse über diesen oder jenen Teil des Privatlebens, und da ihre Fundstätten sich nicht auf Attika beschränken, sondern sich über ganz Griechenland, die Inseln und die Kolonieen verbreiten, so erhalten wir dadurch manche sehr schätzbare Notizen über Dinge, von welchen unsere litterarischen Quellen gänzlich schweigen. Da in den meisten Fällen auch das Zeitalter der Inschrift sich durch die Schriftzüge oder durch sonstige Kennzeichen noch beurteilen läßt, so liegt hier auch die Gefahr nicht so nahe, chronologische Irrtümer zu begehen und Einrichtungen einer spätern Epoche auf frühere Zeiten zu übertragen. Die Inschriften sind zugleich den litterarischen Quellen gegenüber ein weitaus sichereres und zuverlässigeres Material, da bei jenen, namentlich wenn man aus abgeleiteten Quellen schöpfen muß, es oft begegnen kann, daß die Glaubwürdigkeit des Schriftstellers, welchem man eine Nachricht entnimmt, gerechten Bedenken unterliegt.

Schließlich halten wir es für angebracht, den Leser, welcher den im folgenden geschilderten Dingen näher nachgehen will, auf diejenige Litteratur zu verweisen, in welcher er speziellere Aufschlüsse findet, als wir sie hier in unserer kurzen Darstellung zu geben imstande sind. Es sind das (da wir von den populären Darstellungen hier absehen) vornehmlich folgende: J. A. St. John, The Hellenes. London 1844. J. P. Mahaffy, Social life in Greece from Homer to Menander. London 1875. W. A. Becker, Charikles. Neu bearb. von H. Goell. Berlin 1877. C. F. Hermann, Griechische Privataltertümer, 3. Aufl., herausg. von H. Blümner. Freiburg u. Tübingen 1882. An-

Digitized by Google

dere, spezielle Gebiete behandelnde Schriften werden wir ihres Orts namhaft machen, jedoch mit Beschränkung auf die neueste Litteratur, und auch da mit Auswahl. Bei dieser Gelegenheit muß ich auch noch bemerken, daß das Manuskript dieses ersten Bändchens bereits im Juni 1885, das des zweiten im Oktober desselben Jahres druckfertig war; allein die unvorhergesehenen Hindernisse, auf welche die Anfertigung der Abbildungen stieß, haben die Drucklegung bis jetzt hinausgeschoben, und so sah ich mich genötigt, um etlichen inzwischen erschienenen neueren Abhandlungen gerecht zu werden, mehrere Abschnitte teilweise neu zu überarbeiten. Hoffentlich macht sich dieser Umstand dem Leser nicht zu bemerkbar, wenn auch freilich der Vorteil, aus einem Guß heraus ein Bild geben zu können, darüber verloren ging. — Abbildungen nach Antiken geben für das von uns behandelte Gebiet: Panofka, Bilder antiken Lebens, Berlin 1843; derselbe, Griechinnen und Griechen, Berlin 1844. Reichhaltiger, aber in ungenügenden Reproduktionen: Weißer, Lebensbilder aus dem klassischen Altertum (auch in dessen Bilderatlas zur Weltgeschichte), Stuttgart 1862 und wiederholt; neuerdings die von A. Baumeister herausgegebenen „Denkmäler des klassischen Altertums“, München 1884 fg., mit zuverlässigen Abbildungen, und der „Kulturhistorische Atlas des Altertums“ von Th. Schreiber (Leipzig, Seemann, 1885), der ein treffliches Hilfsmittel für die Anschauung genannt werden muß. Was die von uns gegebenen Illustrationen anlangt, so sind die meisten derselben, wie oben erwähnt, Vasenbildern entnommen; ich bemerke das hier nochmals ausdrücklich, weil ich aus Erfahrung weiß, daß der Laie oft die Mangelhaftigkeit der Zeichnung, die Flüchtigkeit der Umrisse u. s. w., die den meist handwerksmäßig gefertigten Originalen anhaftet, den Reproduktionen schuld giebt. Ich muß freilich auch bemerken, daß ich in der Auswahl der Abbildungen nicht ganz freie Hand hatte. Der archäologische Bücherschatz der Prager Bibliothek zeichnet sich nicht gerade durch Reichhaltigkeit aus; viele von mir gewählte Abbildungen mußten aus diesem

Digitized by Google

Grunde entweder ganz wegbleiben oder abgeleiteten Quellen (vornehmlich den genannten Werken von Baumeister und Schreiber) entnommen werden. Zugleich hängt es mit der Beschaffenheit unserer monumentalen Quellen zusammen, daß manche Abschnitte sehr reich mit Abbildungen ausgestattet werden konnten, andere minder, und einige sogar beinah oder ganz leer ausgehen. Diese Bemerkungen schienen mir, nach den Erfahrungen, die ich bezüglich meiner Darstellung des antiken Kunstgewerbes (in Bd. 30 u. 32 des „Wissens der Gegenwart") gemacht, nicht überflüssig. Ich würde gern mit Beziehung auf das Odium, welches populäre Darstellungen sonst dem zünftigen Gelehrten seitens seiner Fachgenossen einzutragen pflegten, eine kleine oratio pro domo beifügen; allein seit der archäologische Professoren-Roman so allgemein geworden ist, dürfte das am Ende nicht mehr nötig sein. Oder doch? —

Digitized by Google

I.

Die Tracht.*)

Wer sich in das Leben vergangener Zeiten zurückversetzen will, für den ist zunächst die Kenntnis der historischen und geographischen, der politischen und religiösen Verhältnisse des Volkes, um dessen Leben es sich handelt, sowie seiner geistigen Entwickelung in Künsten und Wissenschaften erforderlich. Von der Schilderung dieser Dinge müssen wir hier selbstverständlich absehen; die politische Geschichte Griechenlands wird ebenso wie seine Kunst und Litteratur in andern Teilen der Sammlung, zu welcher unser Büchlein gehört, zur Darstellung gelangen. Weiterhin bedarf derjenige, für welchen die zu schildernden Verhältnisse recht lebendig werden sollen, auch einer möglichst deutlichen Vorstellung der Umgebung, in welcher die damaligen Menschen lebten: ihrer Behausung, Einrichtung, Gerätschaften u. s. w. Dieser Forderung haben wir im zweiten Bande der von uns gegebenen Schilderung des antiken Kunstgewerbes**) zu genügen versucht. Endlich aber bleibt noch ein Punkt, dessen Kenntnis nicht minder unerläßlich ist, wenn man ein klares Bild der Vergangenheit gewinnen will: das ist die Tracht. Was wir von Sitten und Gewohnheiten des täglichen Lebens erfahren, das

---

*) Zu vergleichen W. Helbig, Das homerische Epos aus den Denkmälern erläutert. Leipzig 1884, S. 115—180. J. Boehlau, Quaestiones de re vestiaria Graecorum, Weimar 1884. Fr. Studniczka, Beiträge zur Gesch. der altgriech. Tracht. Wien 1886.

**) Bd. XXXII des „Wissens der Gegenwart."

Digitized by Google

erscheint viel greifbarer, in viel schärferer Beleuchtung, wenn man sich zugleich eine Vorstellung davon machen kann, wie die Leute damals aussahen; wer könnte z. B. behaupten, daß er von mittelalterlichem Leben ein klares Bild sich zu machen im stande sei, wenn er nicht wenigstens im allgemeinen das Kostüm jener Zeit kennt? — Das gilt von einer jeden Epoche der Kulturgeschichte in gleichem Maße; ja selbst für Perioden, die uns zeitlich noch gar nicht so fern liegen, wie z. B. das 18. Jahrhundert, ist die Kenntnis der Tracht als Grundlage unerläßlich.

Wir schicken daher unserer Schilderung des griechischen Lebens eine Darstellung der griechischen Tracht in ihren Einzelnheiten und ihrer historischen Entwickelung voraus; und wenn wir hier etwas mehr in's Detail eingehen, als auf anderen Gebieten, so geschieht es, weil gerade hierüber noch vielfach, wenn auch nicht gerade unrichtige, so doch sehr ungenügende Vorstellungen verbreitet sind. Denn wenn heute von griechischer Tracht die Rede ist, so kann man fast immer mit Sicherheit annehmen, daß der Laie dabei, wenn es sich um weibliche Kleidung handelt, an diejenige Tracht denkt, in welcher uns die herrlichen Frauengestalten der Parthenonskulpturen entgegentreten; und was die männliche Kleidung anlangt, so wird ihm dabei am ersten die klassische Gestalt des Sophokles im Lateran oder der Äschines in Neapel einfallen, und nach diesen wird er sich seine Vorstellung von der griechischen Männertracht bilden. Indessen ist es durchaus unrichtig, wenn man diese Tracht schlechtweg als Typus der griechischen betrachtet; sie sind weder die Tracht des ganzen Hellas, noch auch die des gesamten griechischen Zeitalters. Jene „edle Einfalt und stille Größe", welche die Kleidung des perikleischen Zeitalters ebenso atmet, wie seine Kunst, ist gleich der letzteren das Produkt einer langsamen, verschiedene Phasen durchlaufenden Entwickelung, über welche, abgesehen von einigen wenigen, noch dazu nicht sehr deutlichen Schriftquellen, vornehmlich die Denkmäler uns Aufschluß geben.

Digitized by Google

Man pflegt im allgemeinen in der griechischen Tracht der Männer wie der Frauen zwei Arten von Gewändern zu unterscheiden: solche zum Anziehen, d. h. nach bestimmter Form zugeschnittene und teilweise genähte, und solche zum Umlegen, d. h. Tücher von verschiedenem Schnitt, welche erst durch die Art, wie sie an- oder umgelegt werden, bestimmte Gestalt gewinnen. Diese Unterscheidung trifft allerdings mit wenigen Ausnahmen für die gesamte Geschichte der griechischen Tracht zu; und zwar in der Weise, daß es wesentlich die auf dem bloßen Leibe getragenen Unterkleider sind, welche angezogen werden, während die Oberkleider zum Umlegen bestimmt, also Manteltücher sind. Doch muß beachtet werden, daß zwar die männliche Kleidung in den meisten Fällen sich mit zwei Gewändern begnügt, daß dagegen in der Frauentracht sehr häufig daneben noch ein drittes oder selbst ein viertes Kleidungsstück hinzukommt, welches bald der ersten, bald der zweiten der oben bezeichneten Klassen zuzuweisen ist.

Die fast das ganze griechische Altertum hindurch gebräuchlichen Namen für die beiden Hauptstücke der Gewandung sind für das Unterkleid Chiton, für das Oberkleid oder den Mantel Himation. Beide Benennungen sind für die männliche wie für die weibliche Tracht in gleicher Weise üblich; doch kommen daneben noch verschiedene andere vor, und andererseits kennt die homerische Zeit die Bezeichnung Himation nicht, statt dessen führt der über den Chiton angelegte Mantel den Namen Chlaina. Wir handeln zunächst von der männlichen Tracht.

Was den Chiton der ältesten Zeit anlangt, so entnehmen wir aus Andeutungen des Epos, womit die ältesten Denkmäler übereinstimmen (von der vorhomerischen Tracht können wir aus den mykenischen Funden keine feste Vorstellung gewinnen), daß man sowohl eine kurze als eine lange Art desselben kannte. Der kurze Chiton scheint die gewöhnliche Tracht des täglichen Lebens gewesen zu sein, welche namentlich immer, wenn ungehindert freie Bewegung erforderlich war, getragen wurde, also

Digitized by Google

im Kriege, auf der Jagd, bei körperlichen Übungen oder bei Handwerksverrichtungen. Der lange Chiton, welcher später als der speziell ionische galt und in der That sich in Jonien und Attika länger erhalten hat als im übrigen Griechenland, war jedoch auch den dorischen Stämmen nicht fremd; er war das übliche Gewand für Männer von vorgerücktem Alter und von vornehmem Stande, wurde aber auch von jüngeren Leuten als Pracht- und Festgewand getragen. Daher erscheinen auf den Denkmälern des ältesten Stiles nicht bloß die Götter im reifen Mannesalter im langen Leibrock, sondern auch jüngere Männer bei festlicher Veranlassung oder wenn sie in irgend welcher Beziehung zum Kultus stehen: Priester, Kitharoeden, Flötenspieler, Wagenlenker u. s. w. In dieser Anwendung hat sich der lange Chiton bis in die klassische Zeit hinein erhalten; so sehen wir z. B. den Archon Basileus in der Mittelgruppe des Ostfrieses vom Parthenon in dieser Gewandung, und für die tragischen Schauspieler, soweit es sich dabei um Männer vornehmen Standes und um friedliche Verhältnisse handelte, ist der lange Chiton ebenfalls dauernd im Gebrauch geblieben.

Über den Schnitt und die sonstige Beschaffenheit des Chitons in der homerischen Zeit erhalten wir aus dem Epos selbst keine direkte Auskunft. Helbig will aus einigen beiläufigen Andeutungen, namentlich aber aus den ältesten Denkmälern schließen, daß derselbe, ganz im Gegensatz zur Tracht der klassischen Zeit, enganliegend und faltenlos getragen wurde. Die alten Vasengemälde zeigen uns in der That den kurzen Chiton fast trikotartig dem Körper sich anschmiegend, auch um die Beine herum ganz straff gespannt; er ist um die Hüften fest gegürtet und hört in der Regel schon oberhalb des Kniees auf. Indessen ist ein derartiger Schluß aus altertümlichen Bildwerken keineswegs ganz sicher; denn vieles, was bei denselben leicht als Charakteristik älterer Tracht angesehen werden könnte, mag nur auf Unvollkommenheit der Kunst beruhen, welche weite, faltenreiche Gewänder noch nicht darzustellen im stande war. So erscheint

Digitized by Google

Fig. 1.



A. Rey. sc

Altertümliche Männer- und Frauentrachten.

Digitized by Google

auf den Denkmälern auch der lange Chiton in seinem obern Teile ganz eben so eng, fällt dann aber von der Taille, bald gegürtet, häufiger noch ohne Gürtel, senkrecht und ohne Faltenwurf bis zu den Füßen herab; vgl. die Figur des Apollo in Fig. 1 und des Priamos in Fig. 2. Langer wie kurzer Chiton sind meist ärmellos, bloß mit einem Armloch versehen; doch kommen bisweilen auch kurze, den Oberarm nicht ganz bedeckende Ärmel dabei vor. In welcher Weise er angelegt wurde, läßt sich leider aus den Abbildungen nicht ganz deutlich entnehmen; indessen war der kurze Chiton aller Wahrscheinlichkeit nach ringsum geschlossen und wurde über den Kopf geworfen, wobei die Halsöffnung noch mit einem durch eine Nadel zu befestigenden Schlitz versehen sein mochte, obgleich sich davon auf den Denkmälern nichts erkennen läßt und auch in den homerischen Schilderungen Fibeln oder Spangen bei dem Männerchiton nicht vorkommen. Vermutlich war auch der lange Chiton hemdartig zugeschnitten; Helbigs Hypothese, daß er einen vorn in der Mitte angebrachten senkrechten Schlitz hatte, ist eben so streitig, wie seine gleiche Annahme hinsichtlich des homerischen Frauengewandes.

Fig. 2.



Altertümlicher Männerchiton mit Himation.

Digitized by Google

Außer dem Chiton kannte die ältere Männertracht auch einen Lenden- oder Hüftenschurz; es ist sogar nicht unmöglich, daß es eine Zeit gab, wo der Grieche nur den Schurz und den Mantel, noch keinen Chiton trug. Als der letztere (nach neuerer Vermutung durch semitischen Einfluß) allgemein Mode wurde, verschwand der Schurz oder blieb nur noch als Bestandteil kriegerischer Tracht.

Straff und faltenlos wie der Chiton, erscheint auf den älteren Bildwerken auch das Himation oder die Chlaina. Dies mantelartige Kleidungsstück tritt uns in den hocharchaischen Vasenbildern vornehmlich in zweifacher Form entgegen: entweder als ein weites, die Gestalt zum größten Teile einhüllendes Tuch oder als ein schmaler, nur leicht umgelegter Überwurf. Erstere Form, dem späteren Männer-Himation entsprechend, ist am häufigsten mit dem langen Chiton verbunden. Der Schnitt dieses Mantels ist viereckig, vermutlich oblong, und er wird so getragen, daß er dem Hauptteile nach hinten den Rücken und einen Teil der Beine bedeckt, nach vorn über Schultern und Arme geworfen wird und am Vorderleib herabfällt, wobei zwei Zipfel innerhalb, die beiden anderen außerhalb der Arme liegen. Die andere Form, die sich im allgemeinen mit der späteren Chlamys vergleichen läßt, findet sich sowohl beim langen als beim kurzen Chiton, kommt auch bisweilen als alleinige Tracht ohne Untergewand vor (was indessen als ideale, nicht dem wirklichen Leben entsprechende Kleidung betrachtet werden muß, ebenso wie wenn später auf Bildwerken die bloße Chlamys ohne Chiton vorkommt); sie wird so umgelegt, daß bei freibleibenden Unterarmen die beiden Zipfel über Schultern und Oberarme vorn herabfallen, während hinten entweder bloß der oberste Teil des Rückens bedeckt oder der Mantel so weit heruntergelassen wird, daß sein Rand hinten beinah eben so tief herabfällt, wie die Zipfel vorn. Vgl. Fig. 3, einen Reigentanz von der François-vase vorstellend. Was den Schnitt dieses Mantels anlangt, so kann man darüber zwar nicht mit Sicherheit urteilen, indessen

Digitized by Google

hat es den Anschein, als sei derselbe oval oder elliptisch, in zwei Zipfel endigend gewesen und beim Umlegen zusammengefaltet worden, so daß die zusammengelegte Seite nach innen, die offen aufeinander liegenden, mit breiter Borte versehenen Ränder nach außen zu liegen kamen. Auch in Fig. 2, wo die Form des Mantels die einer in der langen Achse durchschnittenen Ellipse zu sein scheint, ist ein Zusammenfalten deutlich. Ich möchte daher (abweichend von Helbig) eben diese schmalere Chlaina für dasjenige Kleidungsstück halten, welchem das Epos den Namen „Diplax“ beilegte. Befestigt wird weder die eine noch die andere Art des Mantels; auch ist bei beiden charakteristisch, daß

Fig. 3.



Altertümliche Trachten (Reigentanz).

im Gegensatz zur späteren Tracht Brust und Vorderleib unbedeckt bleiben. In den homerischen Gedichten kommt aber noch eine andere Art die Chlaina zu tragen vor, welche mehr der späteren entspricht; es wird nämlich erwähnt, daß die doppelt gelegte Chlaina auf der Schulter mit einer Spange festgehalten wird. Hierfür hat sich aber ein Beleg in älteren Denkmälern bisher noch nicht nachweisen lassen.

Als Rest der primitivsten Bekleidung hatten sich auch in der homerischen Zeit noch die Kleider aus Thierfellen erhalten, wie sie später nur noch Landleute, Jäger und dgl. tragen. Bei Homer werden Felle mehrfach als Kriegertracht erwähnt; auf

Digitized by Google

alten Bildwerken sehen wir sie über einen kurzen Chiton gezogen, nicht selten sogar gegürtet.

Wie lange sich diese altertümliche Tracht erhalten haben mag, vermögen wir nicht mit Bestimmtheit anzugeben, indessen zeigt schon die Mehrzahl der schwarzfigurigen Vasenbilder abweichende Gewandung. Zwar bleibt, wie schon erwähnt, der Gebrauch des langen Chitons neben dem kurzen noch bestehen; aber Schnitt und Art des Tragens werden anders.

Die Denkmäler zeigen nunmehr fast durchweg Faltenwurf, und diesen sogar in einer sehr künstlich übertriebenen, zopfigen Weise. Es muß damals — d. h. vom sechsten Jahrhundert bis gegen die Mitte des fünften hin — Mode gewesen sein, nicht nicht bloß bei der Frauen-, sondern auch bei der Männertracht die Falten ganz symmetrisch parallel zu legen; dabei zeigen auf den Abbildungen die unteren Ränder der Kleider und der Überschläge verschiedentlich regelmäßig ausgeschnittene Ecken, längs deren Innenseiten lauter kleine, fast peinlich einander entsprechende Zickzackfalten angebracht sind. Vgl. Fig. 4, die Entführung der Helena nach einem Vasengemälde des Vasenmalers Hieron darstellend. Es mag ja auch hier manches auf Rechnung des Kunststils, der überhaupt damals die Zierlichkeit liebte, zu setzen sein; allein es ist doch auch nicht zu bezweifeln, daß wir hierin nicht lediglich eine Ausdrucksweise der archaischen bildenden Kunst, sondern wirklich die Nachbildung einer sehr mühselig und künstlich gefalteten, gesteiften und geplätteten Garderobe zu erkennen haben, bei welcher die Fältelung durch allerlei Hilfsmittel, als Brenneisen, Stärken, Pressen, ja sogar durch Festnähen des in Falten gelegten Stoffes oder durch Aufnähen solcher Falten hervorgebracht wurde. Wann dieser Brauch in Griechenland aufgekommen, können wir nicht bestimmen. Auf den Bildwerken läßt er sich erst verhältnismäßig spät, im sechsten Jahrh. v. Chr., nachweisen; doch ist damit, wie Helbig aufmerksam macht, keineswegs die Möglichkeit ausgeschlossen, daß die Mode in beträchtlich ältere Zeit hinaufreicht, da in Ägypten die Sitte, die Leinwand durch steifende

Digitized by Google

Mittel oder durch Bügeln in künstliche Falten zu legen, bereits im vierten Jahrtausend v. Chr. geläufig war und es demnach sehr möglich erscheint, daß die Phönizier dies Verfahren in sehr alter Zeit annahmen und den Griechen mitteilten. Daß man auf solche Fältelung zunächst nur bei linnenen Stoffen verfallen konnte, daß also dieselbe bei den Griechen durch den linnenen Chiton eingebürgert wurde, welcher an die Stelle des später üblichen wollenen getreten war, ist eine sehr naheliegende Annahme; andererseits ist es aber wahrscheinlich, daß man, da ja auch später noch wollene Kleider neben den linnenen getragen wurden, sich bestrebte, auch diese in ähnlicher Weise durch künstliche Falten aufzuputzen, obgleich uns die Denkmäler zeigen, daß man jedenfalls bei den wollenen Gewändern diese Fältelung in viel geringerem Maße und in minderer Schärfe anbrachte, als bei der von Natur aus viel mehr dafür geeigneten Leinewand.

Abgesehen von der Fältelung werden aber die Kleider nunmehr auch weiter und bequemer, die Gürtung um die Hüften weniger eng. Der Chiton bleibt auch jetzt noch ein durch Nähen hergestelltes Gewand; und der lange unterscheidet sich vom kurzen eben nur durch die Länge, nicht durch den Schnitt. Beide sind meist in der Weise zugeschnitten, daß sie unterhalb des Gürtels regelmäßig ringsum zugenäht sind; oberhalb des Gürtels sind sie dann mitunter mit einem seitwärts angebrachten Schlitz behufs des Anziehens versehen. Ärmel, bald kürzere, bald längere, fehlen selten; sie sind entweder ringsum geschlossen oder, wie wir es auch bei der Frauentracht finden, oberhalb offen und durch Nadeln oder Knöpfchen zu schließen. In diesem Falle ist der Chiton so genäht, daß er auch oberhalb des Gürtels bis zu den Ärmeln ringsum geschlossen und oben offen ist, indem die Ärmelschlitze und die Halsöffnung zusammenhängen; der sich ankleidende wirft den Chiton über den Kopf und nestelt die Ärmel am Oberarm zusammen, wodurch zugleich der Halsausschnitt hergestellt wird. Dazu tritt noch häufig ein ähnliches zierliches Arrangement, wie wir es in der gleichzeitigen weib-

Digitized by Google

Fig. 4.



Trachten aus dem 5. Jahrh. v. Chr (Entführung der Helena).

Digitized by Google

lichen Tracht finden, nämlich ein regelmäßig gefältelter Bausch, welcher durch Heraufziehen des Gewandes über den Gürtel gebildet wird, indem man das ringsum heraufgezogene Gewandstück dann wieder über den Gürtel herabfallen läßt; und zweitens ein über die Brust fallender, in Zickzackfalten ausgeschnittener Überschlag, welcher allem Anscheine nach in der Regel aus einem besonders zugeschnittenen und am Halsausschnitt angenähten Stück hergestellt ist. In Fig. 4 bemerken wir Bausch und Überschlag am kurzen Chiton des Hermes in der Mitte, den Überschlag auch bei dem langen Chiton des Paris (links) und des Tyndareos (rechts).

Diese Tracht enthält bereits die Grundlage derjenigen, welche im fünften Jahrhundert nach Aufgabe der altertümlichen Zierlichkeit und unter möglichster Beschränkung der Näharbeit als ebenmäßige, in freiem Faltenwurfe den Körperformen sich anschließende Mannestracht des klassischen Griechenlands erscheint. Nach einem Bericht des Thukydides wäre es zuerst in Lakedämon Sitte geworden, eine gleichmäßige Tracht für die gesamte männliche Bevölkerung anzunehmen und dadurch den Unterschied, welcher bis dahin in der Tracht von Arm und Reich geherrscht hatte, aufzuheben. Dieser Unterschied bestand jedenfalls darin, daß die Reicheren, wie Thukydides das von Athen ausschließlich bezeugt, den langen linnenen Chiton, die Ärmeren den kurzen wollenen trugen. In Athen und Jonien erhielt sich auch der lange, linnene Chiton als Tracht älterer Leute noch bis kurz vor der Zeit des Thukydides; dann aber war dieselbe allgemein aufgegeben, resp. nur für die oben bezeichneten Stände und feierlichen Anlässe reserviert worden, während der kurze wollene Chiton von da ab zur ganz allgemeinen Tracht wird. Derselbe erscheint nun gewöhnlich in der Form eines mäßig weiten, unterhalb des Gürtels genähten, oberhalb desselben aber in zwei Teile, ein Vorder- und ein Hinterblatt, zerfallenden Gewandes, welches in der Weise angelegt wird, daß man durch Nadeln oder Fibeln Vorder- und Hinterblatt auf den Schultern zu-

Digitized by Google

ammensteckt. Wenn man den Chiton ganz frei fallen läßt, so reicht er in der Regel bis ungefähr zu den Knieen; doch pflegt

Fig. 5.



Kurzer Männerchiton mit Bausch.

man, namentlich wenn man sich bequemer und freier bewegen will, einen Teil über den Gürtel heraufzuziehen und als kleinen

Digitized by Google

Bausch über den Gürtel herabfallen zu lassen. Vgl. Fig. 5. Handwerker, Landleute, Schiffer und wer sonst für sein Gewerbe eine möglichst ungehinderte Bewegung des rechten Armes brauchte, pflegten die beiden Blätter des Chitons nur auf der linken Schulter zusammenzunesteln; dann hängen die Zipfel der andern Seite vorn und hinten herunter und die rechte Brust, Schulter und Arm bleiben frei. Diese Tracht, von der das Relief Fig. 6 eine Vorstellung gibt, nennt man Exomis; es ist das streng genommen kein eigenes Kleidungstück, sondern nur eine besondere Art, den Chiton zu tragen, doch wurden auch speziell Arbeiterkittel nach diesem Schnitt hergestellt. Daneben gab es aber auch später noch Chitone, welche auch in ihrer oberen Hälfte zusammengenäht und mit Armlöchern oder mit kurzen Ärmeln, die jedoch nie mehr als einen Teil des Oberarmes bedecken (lange bis zum Handgelenk reichende Ärmel sind durchweg barbarische Tracht), versehen waren; doch blieb die noch in der ersten Hälfte des fünften Jahrh. auch beim Männerchiton vorkommende Beigabe des Brustüberschlages der späteren Tracht durchaus fremd.

Der zum Chiton hinzutretende Mantel, für welchen nunmehr der Name Himation der stehende bleibt, während die Chlaina nur für eine besondere, mehr durch ihr Material als durch ihren Schnitt sich unterscheidende Gattung beibehalten worden zu sein scheint, wird in der älteren Periode vielfach noch in der Weise getragen, die wir oben beschrieben haben, d. h. daß zwei Zipfel vorn zu beiden Seiten herabfallen; man vgl. den Hermes in Fig. 4. Aber immer mehr wird es üblich und von der klassischen Periode ab ganz allgemein, daß man den Mantel nicht bloß umhängt, sondern ganz umlegt; und zwar geschieht dies in folgender Weise. Man nimmt den einen Zipfel vom Rücken her über die linke Schulter und hält ihn hier zwischen Brust und Arm fest; dann zieht man den Mantel in weitem, bis an die Waden reichendem Fall über den Rücken herum und führt ihn von da wieder auf der rechten Seite nach vorn, und

Digitized by Google

Fig. 6.

Krieger in der Exomis (Grabrelief).

Digitized by Google

Fig. 7.



Statue des Sophokles im Lateran.

Digitized by Google

zwar auf doppelte Art: entweder, wenn man sich den rechten Arm frei halten will, führt man das Himation unterhalb der rechten Achsel hindurch, zieht es vorn quer über Unterleib und Brust und wirft das letzte Stück über die linke Schulter nach hinten (so der Paris in Fig. 4 links) resp. über den linken Arm (wie der Mann rechts in Fig. 4); oder im andern Falle, und es ist dies vornehmlich die schickliche Tracht des ehrbaren Bürgers, führt man den Mantel über den rechten Arm und Schulter hinweg, so daß höchstens die rechte Hand noch daraus hervorsieht und schlägt ihn dann ebenfalls wieder über die linke Schulter zurück. Kleine, in den Zipfeln eingenähte Gewichte von Thon oder Blei erleichtern diese Anordnung und halten den Mantel in seiner Lage fest; immerhin war es eine besondere Kunst, welche Übung und vermutlich auch fremden Beistand erforderte, bei dieser Art des Umlegens einen schönen und harmonischen Faltenwurf hervorzubringen, und in der Art, wie jemand sein Himation trug, daß dasselbe weder zu kurz hinaufgezogen noch zu tief herabgelassen war u. dgl., erkannte man den Bildungsgrad seines Trägers; ebenso galt es für nicht fein, den Mantel von der rechten nach der linken Seite zu tragen. Nirgends tritt uns diese Tracht des Chiton in Verbindung mit dem Himation so edel und vollendet schön entgegen, wie in der Fig. 7

Fig. 8.



Bürger in Chiton und Himation.

Digitized by Google

abgebildeten Portraitstatue des Sophokles im Lateran, wo der weite faltige Mantel die Gestalt umhüllt, ohne die Formen des Körpers zu verbergen, und wo die verschiedenen, durch die Armhaltung und die Art des Umwurfs bedingten Faltenzüge sich in der harmonischesten Weise untereinander verschmelzen. Ein humoristisches Gegenstück zu dieser Idealfigur ist Fig. 8, eine Terrakotta, die einen biedern Spießbürger im Chiton und Himation vorstellt.

Eine besondere Art Mantel ist die ursprünglich aus Thessalien stammende, aber seit dem fünften Jahrhundert in Griechen-

Fig. 9.



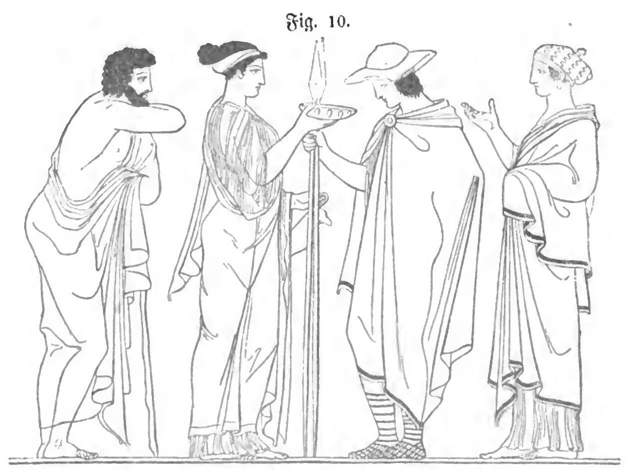
Ephebentracht (Verehrung einer Herme).

land allgemein eingebürgerte Chlamys, ursprünglich eine kriegerische und Reitertracht und daher auf Bildwerken häufig noch über der Rüstung getragen. Es ist dies ein kurzer Mantel von leichtem Stoff und ovaler Form, welcher vermittelst einer Spange entweder vorn am Halse oder, was das häufigere ist, auf der rechten Schulter befestigt wird, wobei dann der linke Arm bedeckt, der rechte frei ist; vgl. Fig. 9 u. 10, von denen Fig. 9 die erstere Art, den Mantel zu tragen zeigt, während in Fig. 10 der speerhaltende Jüngling die linke Seite ganz von der Chlamys

Digitized by Google

bedeckt hat. Die Chlamys war nämlich die gewöhnliche Tracht der Jünglinge, sobald sie in das Ephebenalter gekommen waren und zur Reiterei verwandt wurden; bis dahin trugen sie über dem Chiton in der älteren Zeit gar kein Oberkleid, später ein weites Himation, und zwar meist so, daß sie sich ganz und gar darein einwickelten; es galt als passend für ehrbare Knaben, die Arme nicht frei zu tragen. Auch der göttliche Repräsentant des

Fig. 10.



Attische Ephebentracht (Abschied eines jugendlichen Kriegers).

Ephebentums, Hermes, erscheint gewöhnlich in der Chlamys, doch häufig nur so, daß er dieselbe leicht zusammengelegt über den linken Arm geworfen hat; auch bei Apollo, sobald derselbe nicht als Kitharoede den langen Chiton trägt, ist die Chlamys auf Kunstdarstellungen häufig. Dagegen ist dieselbe in der männlichen Kleidung, wenn man von der kriegerischen Tracht absieht, ungebräuchlich und namentlich niemals in Verbindung mit dem langen Chiton zu finden.

Digitized by Google

Daheim ging man in der Regel im bloßen Chiton; dagegen galt es nicht für schicklich, so auf der Straße sich blicken zu lassen: nur Handwerker oder Sonderlinge gingen ohne Mantel aus. Ebenso unschicklich aber war es, ohne Chiton im bloßen Himation oder Chlamys zu erscheinen. Das ist zwar in den Kunstdarstellungen sehr gewöhnlich; nicht bloß die Götter, wie Zeus, Poseidon u. a., werden ohne Chiton im bloßen Himation, Hermes, Apollo in der bloßen Chlamys abgebildet, sondern auch bei Darstellungen aus dem täglichen Leben sehen wir in Statuen, Reliefs, Vasenbildern u. s. w. die Menschen sehr häufig ohne Untergewand mit dem bloßen Mantel bekleidet (vgl. den Epheben in Fig. 9) und ebenso bei Portraitfiguren. Das ist jedoch eine Freiheit, welche sich die Kunst, um nicht den Körper gänzlich durch das Gewand verdecken zu müssen, erlaubt hat, die aber der Wirklichkeit keineswegs entsprach. Nur Leute, welche ihren Körper besonders abhärten wollten, ferner Dürftige und auch gewisse Philosophen, welche ihre cynischen Grundsätze auch durch übertrieben ärmliche Tracht bekunden wollten, gingen, und selbst im Winter, im Mantel ohne Unterkleid. — Gänzlich fehlen der griechischen Männertracht Hemd und Beinkleider. Letztere sind orientalisch und erscheinen auf Denkmälern daher nur, wo barbarische Persönlichkeiten vorgestellt werden.

Was dann die weibliche Kleidung anlangt, so ist von vorn herein zu bemerken, daß jener starke Kontrast, welchen die moderne Zeit zwischen Frauen- und Männertracht aufweist, dem griechischen Altertum fremd ist, daß vielmehr beide wesentlich die gleichen Bestandteile, ja zum Teil sogar den gleichen Schnitt zeigen; und zwar wird diese Ähnlichkeit oder Gleichheit immer größer, je höher hinauf man in das Altertum geht. Allerdings geht das nicht so weit, daß jemals etwa eine Frau ohne weiteres ein männliches Untergewand hätte anlegen können; vielmehr unterscheidet schon das homerische Epos den Peplos der Frauen vom Chiton der Männer. Nun ist aber leider Schnitt und Tragart des homerischen Peplos eine streitige Sache, die sich

Digitized by Google

aus den Worten des Epos nicht mit Sicherheit ermitteln läßt. Nach der Ansicht von Helbig hätte er sich nicht wesentlich von dem langen Männerchiton unterschieden; wie dieser hätte er bis zu den Füßen herab gereicht, dem Körper eng und faltenlos angelegen und wäre mit Öffnung für Hals und Arme versehen gewesen. Die Gürtung lag ziemlich tief, nicht unmittelbar unter der Brust oder um die Taille, sondern auf den obern Rändern der Hüftknochen und nach vorn zu etwas abwärts gerichtet. Angelegt hätte man den Peplos vermittelst eines zwischen den Brüsten angebrachten und vielfach auch bis zu den Füßen herab reichenden Schlitzes, welcher durch eine größere Anzahl von Fibeln oder Agraffen verschlossen worden sei. Helbig meint, daß dieser Mode orientalischer Einfluß zu Grunde liege, da gerade auf Denkmälern mit Darstellungen orientalischer Völker derartige Brustschlitze sehr häufig sich nachweisen lassen.

Für diese Hypothese Helbigs spricht manches, namentlich auch der Umstand, daß sich eine in mancher Hinsicht ähnliche Tracht noch mehrere Jahrhunderte hindurch erhalten zu haben scheint. Die Vasenbilder sowie anderweitige Denkmäler erweisen, wie Boehlau dargelegt hat, daß fast in allen Staaten Griechenlands (speziell handelt es sich um Korinth, Chalkis, Athen, Megara, Sparta, sowie ionische und sicilische Städte) sich bis ins siebente, ja vielleicht bis ins sechste Jahrhundert hinein in der Frauentracht ein eng anliegender Chiton erhalten hat, der nicht über den Kopf gezogen, sondern ebenso wie unsere heutigen Kleider angelegt wurde, indem er vorn offen war. Noch zahlreiche Denkmäler des ältesten Stils weisen jenen Brustschlitz auf; namentlich auch an Nachbildungen hochaltertümlicher Götteridole pflegt er selten zu fehlen. Dieser Chiton ist mit engen, bis an die Ellnbogen reichenden Ärmeln versehen, meist an sämtlichen Rändern, also um Hals- und Armlöcher sowie unten am Saum, mit breiten, bunt gemusterten Streifen verziert; und dazu kommt noch die Eigentümlichkeit, daß zu jeder Seite an den Hüften ein kleiner, über den Gürtel herabfallender Bausch sich findet.

Digitized by Google

Indessen ist die Helbigsche Hypothese über den homerischen Peplos, namentlich die Existenz eines langen, bis zu den Füßen

Fig. 11.



Altertümliche Frauentrachten.

reichenden Schlitzes auf der Vorderseite, sehr energisch von Studniczka bekämpft worden; dieser sucht sämtliche, für jene

Digitized by Google

Auffassung angeführten Stellen des Epos anders zu erklären und betrachtet die Längsstreifen, welche sich auf Denkmälern finden, nicht als Reminiscenz jenes Schlitzes, sondern lediglich als Ornament. Studniczka seinerseits hält die homerische Frauentracht für identisch mit der sog. dorischen, welche uns bei den Schriftstellern als die älteste griechische Frauentracht, an deren Stelle später die ionische trat, bezeichnet wird; er nimmt also vor allem an, daß das Gewand nicht genäht und zum Hineinschlüpfen eingerichtet war, sondern daß es ein mehr mantelartiges Tuch war, welches man auf den Schultern durch Heftnadeln befestigte. — Auf diese Kontroverse einzugehen, ist hier nicht der geeignete Ort: wir mußten uns begnügen, auf sie hinzuweisen, und enthalten uns absichtlich einer Entscheidung für diese oder jene Ansicht, deren Begründung Zweck und Anlage unseres Schriftchens uns nicht gestatten würde.

Fig. 12.



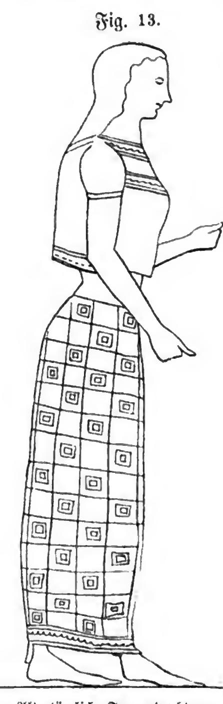
Altertümliche Frauentracht.

Über die Frauentracht der historischen Zeit berichtet uns Herodot, die athenischen Frauen hätten in alter Zeit die dorische Tracht, einen wollenen, mit Fibeln zu befestigenden Chiton getragen, statt derselben aber später ionische Kleidung, einen leinenen, genähten Chiton, angenommen. So einfach diese Notiz lautet, so ist es doch keineswegs so leicht, diesen Wechsel der Tracht aus den Denkmälern nachzuweisen; dieselben zeigen vielmehr in alter Zeit vielfach Frauentrachten, die eher genäht, als geheftet zu sein scheinen, während derjenige Chiton, dem wir in der klassischen Periode der griechischen Kunst begegnen, im Grunde auf den dorischen Typus zurückgeht. Es ist daher begreiflich,

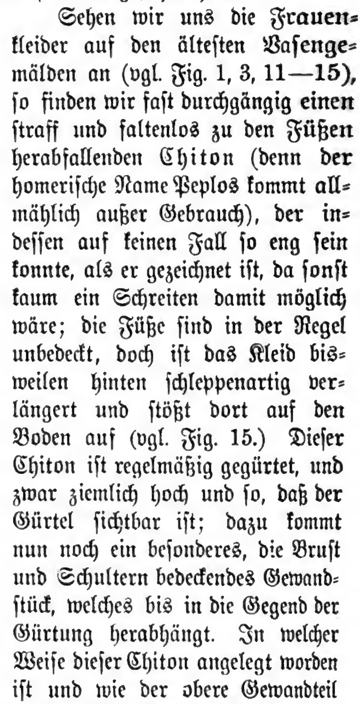
Digitized by Google

daß in neuster Zeit unternommene Versuche (vornehmlich von Boehlau und Studniczka), den Übergang von der alten dorischen zur späteren ionischen Tracht auch auf den Denkmälern nachzuweisen, zu sehr verschiedenartigen Resultaten geführt haben.

Fig. 13.



Altertümliche Frauentracht.



Sehen wir uns die Frauenkleider auf den ältesten Vasengemälden an (vgl. Fig. 1, 3, 11—15), so finden wir fast durchgängig einen straff und faltenlos zu den Füßen herabfallenden Chiton (denn der homerische Name Peplos kommt allmählich außer Gebrauch), der indessen auf keinen Fall so eng sein konnte, als er gezeichnet ist, da sonst kaum ein Schreiten damit möglich wäre; die Füße sind in der Regel unbedeckt, doch ist das Kleid bisweilen hinten schleppenartig verlängert und stößt dort auf den Boden auf (vgl. Fig. 15.) Dieser Chiton ist regelmäßig gegürtet, und zwar ziemlich hoch und so, daß der Gürtel sichtbar ist; dazu kommt nun noch ein besonderes, die Brust und Schultern bedeckendes Gewandstück, welches bis in die Gegend der Gürtung herabhängt. In welcher Weise dieser Chiton angelegt worden ist und wie der obere Gewandteil mit ihm zusammenhängt, ist nicht deutlich. Wenn man bei einigen Figuren lange Borten vom Gürtel zu den Füßen gehen sieht, die auch oberhalb des Gürtels ihre Fortsetzung finden (wie bei zwei Frauen in Fig. 11), so könnte man vermuten, daß hier ein

Digitized by Google

Schlitz zum Anlegen des Gewandes sich befand; allein schon oben haben wir darauf hingewiesen, daß diese Streifen oft lediglich ornamentaler Natur und ohne struktive Bedeutung sind, und an vielen Chitonen fehlen sie überhaupt gänzlich. So wird denn in der Regel angenommen, daß das hier dargestellte Gewand in seinem untern Teile zusammengenäht, also ringsum geschlossen war, hingegen oberhalb des Gürtels an den Seiten offen, und daß jener Brustüberschlag dadurch hervorgebracht wurde, daß dieser obere Gewandteil doppelt lag und die zusammengelegten Enden auf den Schultern mit Nadeln befestigt wurden: also entsprechend derjenigen Kleiderform, die man als dorische zu bezeichnen pflegt. In der That ist mehrfach auf der Schulter der von hinten nach vorn herübergenommene Gewandzipfel sichtbar (vgl. Fig. 1, 3 und 11); ja mehrfach ist auch die

Fig. 14.



Altertümliche Frauentracht.

längliche Nadel, welche beide Zipfel zusammenhält, deutlich erkennbar (Fig. 11); aber dessen ungeachtet bleibt manches auch bei dieser Hypothese unaufgeklärt. Zwar daß bisweilen besondere Borten am Hals des Brusttuches dargestellt sind, läßt sich damit wohl vereinigen: dieselben können aufgenäht sein, wobei dann von vornherein das Arrangement dieses Überschlages für die Trägerin hergerichtet war, während bei der entsprechenden Tracht der späteren Zeit es im Belieben der Trägerin stand, den oberen

Digitized by Google

Teil ihres Chitons kürzer oder länger umzuschlagen. Aber wie soll man sich jenen Oberteil des Chitons in einem Fall wie Fig. 12 erklären? Hier ist derselbe an der Seite völlig geschlossen, der Maler scheint deutlich ein Ärmelloch wiedergeben gewollt zu haben: beides steht zu jener Annahme in Widerspruch, man müßte denn vermuten, daß auch der Oberteil an der einen Seite zugenäht war und die offene Seite derselben mit der Nadelung auf der hier nicht sichtbaren linken Seite der Frau zu suchen ist. Noch auffallender ist es, wenn, wie in Fig. 13, der Maler den untern Teil des Chitons gemustert, den obern aber einfarbig behandelt, oder, wie in Fig. 14, beiden Theilen verschiedene Muster gegeben hat. Will man hier nicht eine reine Willkür des Zeichners annehmen oder etwa vermuten, daß die zum Brustteil dienende Rückseite des Chiton-Oberteiles mit einem andern Stoff besetzt war, so kommt man zu der, mit Rücksicht auf ähnliches in der späteren Tracht nicht unwahrscheinliche Ansicht, daß bisweilen jener Oberteil von Chiton ganz abgetrennt war und als besonderes Gewandstück umgelegt werden konnte.

Zu dieser Tracht tritt dann bisweilen noch ein Überkleid, welches jedoch nicht mit dem Himation verwechselt werden darf, hinzu, nämlich ein über den Chiton gelegtes, aber vom Gürtel mit umfaßtes Kleidungsstück, welches auf der einen Seite offen zu sein pflegt, vgl. Fig. 15. Dieser Überwurf, welcher meist bloß unterhalb des Gürtels zum Vorschein kommt, ist bald aus demselben Stoff gefertigt, wie das Brusttuch, bald auch aus anderem, aber meist in Farbe und Muster verschieden von dem darunter getragenen Unterkleid. In welcher Weise er angelegt wurde, ist aus den Vasenbildern nicht recht ersichtlich; doch scheint es ein nicht genähtes, tuchartiges Gewand zu sein, welches man bei reicherer Tracht noch über den Chiton anlegte und mit diesem zusammen durch den Gürtel festhielt.

Als Mantel wird bei dieser altertümlichen Tracht ein Himation getragen, welches sowohl in der Form wie in der Art des

Digitized by Google

Fig. 15.



Altertümliche Frauentrachten.

Digitized by Google

Tragens durchaus dem bei den Männern üblichen großen Himation entspricht: wie dieses bedeckt es vornehmlich den Rücken und fällt mit zwei Zipfeln über die Arme herunter. Nur darin unterscheidet sich die weibliche Tracht in etwas von der männlichen, daß die Frauen häufig diesen Mantel so hoch heraufzogen, daß er den Hinterkopf mit bedeckt (vgl. oben Fig. 1), eine Sitte, welche auch in der ganzen späteren Tracht beibehalten worden ist.

Die Veränderung, welche wir in den Denkmälern allmählich mit dieser Tracht sich vollziehen sehen, ist vielfach als wirkliche Veränderung der Kleidung aufgefaßt worden, wahrscheinlich aber — wenigstens zum größten Teile — mehr eine Folge der fortschreitenden Kunstentwicklung, infolge deren man manches nunmehr wiederzugeben wußte, worauf man auf einer früheren Stufe der Kunst verzichtete. Wie bei den Männern werden auf den Vasenbildern die Kleider allmählich weiter und faltenreicher; anfangs zwar immer noch so eng, daß bei weitem Ausschreiten die Körperformen ziemlich deutlich hervortreten; aber jener faltenlose Cylinder, den der älteste Vasenstil dem Frauenrock unterhalb des Gürtels giebt, verschwindet doch gänzlich. Dazu kommt nun für den Oberkörper an Stelle jenes Überwurfes ein Bausch (Kolpos), welcher fortan der weiblichen Tracht als charakteristisch verbleibt, wenn auch in sehr mannichfacher Weise angebracht und vielfach später auch wieder weggelassen. Dieser Bausch wird auf verschiedene Art gebildet: einerseits gehört er zum Gewande selbst; die Länge des Kleides geht nämlich über die des Körpers so weit hinaus, daß man, damit der untere Saum nicht auf dem Boden schleift, ein Stück über den Gürtel heraufziehen muß, welches dann, indem es über den Gürtel herabfällt, den Bausch bildet; und zwar reicht dieser Bausch in der Mode jener Zeit, um welche es sich hier für uns zunächst handelt, ziemlich tief unter den Gürtel herab, jedoch nicht rings um die Taille herum, sondern bloß vorn und wahrscheinlich ebenso hinten. Da aber vielfach die Vasenbilder für diesen obern Teil

Digitized by Google

der Kleidung einen ganz andern Stoff als den des untern Rockes zeigen, so ist es möglich, daß bisweilen dieser Teil nicht mit dem Chiton zusammenhing, sondern daß es sich um einen besonderen, über das Untergewand angezogenen Überwurf handelt, welcher ebenso wie der Chiton selbst vom Gürtel mit festgehalten wurde; vgl. Fig. 16. Zieht man in Betracht, daß auch in der altertümlichen Kleidung der vorhergehenden Epoche der Brustüberschlag mitunter besonders gearbeitet war, so möchte man vermuten, daß aus jenem losen Überwurf in weiterer Entwicklung der Tracht dieser um die Taille sich anschließende mit Bausch wurde, und daß die Mode, den Bausch durch den Chiton selbst, nicht durch ein besonderes Kleidungsstück, entstehen zu lassen, erst eine folgende Stufe in dieser Entwicklung ist. Zu dieser Tracht gehören meist auch ziemlich lange, noch bis über den Ellnbogen reichende Ärmel,

Fig. 16.



Ältere Frauentracht mit Bausch.

welche in der Regel weit und bauschig, dagegen um das Armloch herum sehr eng sind. Offenbar war ein derartiger Chiton und ebenso der Überwurf, wenn er gesondert gearbeitet war, ganz und gar genäht und wurde angelegt, indem man ihn über den Kopf warf und mit den Armen in die Ärmel hineinfuhr; denn nirgend sieht man bei dieser Kleidung oberhalb des Gürtels einen Schlitz

Digitized by Google

angebracht. Wohl aber kommt es vor, daß bei besonders hergestelltem Überwurf der Chiton darunter einen seitlichen Schlitz unterhalb des Gürtel aufweist. Erinnern wir uns nun an die oben angeführte Bemerkung des Herodot über Einführung des genähten, ionischen Linnenchitons, so liegt es nahe, diesen meist ganz und gar genähten, ohne Nadeln getragenen Chiton für ionisch zu halten, wozu es sehr gut stimmt, daß gerade jene eigentümliche Form der weiten und am Armloch engen Ärmel sich ganz ebenso auf athenischen wie auf kleinasiatischen Reliefs findet.

Gleichzeitig mit der eben besprochenen Änderung in der Frauentracht macht sich auch jene oben erwähnte Zierlichkeit der Fältelung, der eingeschnittenen Ecken mit regelmäßigen Zickzackfalten, welche durch Steifung und Bügelung erzielt sind, in immer stärkerem Maße geltend, vornehmlich um die Säume der unteren Gewänder. Allerdings darf man auch in diesem Punkte sich nicht zu sehr auf die Denkmäler verlassen; man kann nämlich häufig an denselben beobachten, daß nur der vordere Saum der Gewandung in dieser Zickzackfaltung behandelt, der hintere dagegen einfach glatt resp. nur mit Andeutung der selbstverständlichen Steilfalten behandelt ist (vgl. z. B. Fig. 17 und 19). Offenbar ist also, namentlich bei den Vasenmalern, bei Angabe dieser Faltelung vielfach weniger Nachahmung der wirklichen Tracht, als stilistische Eigentümlichkeit vorauszusetzen.

Darf man aus dem bisher Gesagten bereits einen Schluß auf die Unterschiede dorischer und ionischer Tracht ziehen, so scheint es, als seien dieselben keine fundamentalen, Schnitt und Aussehen der ganzen Gewandung betreffenden gewesen, sondern hätten, abgesehen vom Stoff, insofern der dorische Chiton wollen, der ionische linnen war, wesentlich in der Art des Anziehens resp. der Herstellung bestanden, indem der dorische Chiton seine Form erst durch die Nadelung erhielt, der ionische als genähter sie schon von vornherein hatte. Und offenbar ist auch die Nachricht Herodots nicht so zu fassen, als ob nach Einführung der

Digitized by Google

ionischen Tracht die dorische verschwunden sei: vielmehr erweisen die Denkmäler auf das deutlichste, daß beide Trachten nebeneinander bestanden, ja daß gerade zur Zeit Herodots der wenigstens in seiner obern Hälfte nicht genähte, sondern durch Nadeln

Fig. 17.



Tracht des fünften Jahrh. v. Chr.

oder durch Knöpfe verbundene Chiton die häufigere Tracht war Allerdings macht. die Mode, die im Altertum ebenso gut eine Rolle spielte, wie in der Neuzeit, sich durch gewisse Veränderungen geltend; und diese treten namentlich hervor in den Vasenbildern der Vasenmaler des fünften Jahrhunderts, eines

Digitized by Google

Hieron, Duris, Brygos u. a. m. In der Frauentracht dieser Denkmäler wird zunächst (vgl. Fig. 4, 18 u. 19) der Rock beträchtlich weiter und faltiger gemacht als bisher; der Bausch geht rings um den ganzen Körper herum und fällt tief über die Hüften bis in die Gegend der Kniee herunter; dazu tritt meistens noch ein Brusttuch oder Überhang, welcher nur bis kurz unter den Busen hinabreicht; Ärmel sind fast immer da, wie auch bei der vorigen Mode, aber sie sind in der Regel weniger bauschig und haben kein enges Armloch, sondern weite Armöffnung; und endlich ist die Art, wie der Chiton angelegt wird, abweichend: nämlich entsprechend der dorischen Mode, wobei die Ärmel nicht rings zusammengenäht, sondern oben geschlitzt sind, so daß beim Anziehen der Chiton resp. der obere Überwurf oben ganz offen ist; das Zusammennesteln der Ärmelschlitze vermittelst kleiner Fibeln oder Knöpfchen bewirkt dann zugleich auch den Halsschluß und gibt damit dem ganzen Gewande Halt. Fig. 17, wo wir eine Kitharspielerin sehen, welche im Begriff steht, den Gürtel, der ihr Untergewand festhält, zusammen zu knüpfen (oder vielleicht aufzulösen?), läßt diese Art, wie der obere Überwurf angezogen und befestigt ist, sehr deutlich erkennen; dagegen fehlt hier das Brusttuch, welches sonst meist vorhanden ist.

Sehen wir uns aber diese Tracht etwas näher an, so finden wir in ihr gewissermaßen eine Vereinigung jener erstbetrachteten dorischen und der nächstfolgenden ionischen. Wie bei jener finden wir da einen Brustüberhang, wie bei dieser einen Bausch; wie bei jener ist Nestelung vermittelst Fibeln, wie bei dieser auch Näharbeit da. Denn wir müssen uns doch einen Chiton, wie den der linken Mänade in Fig. 18, als *ein* zusammenhängendes Stück denken: einen weiten Rock, dessen Länge die Körperlänge um mehr als das doppelte übertraf, der an den Seiten ringsum zugenäht, oben und unten offen war, und aus dem nun die Trägerin durch Hinaufziehen und Herabfallenlassen über den Gürtel den Bausch, durch Heftelung oder Knöpfung

Digitized by Google

auf Arm und Schultern Brustüberhang und Ärmel bildete. Nun hat es allerdings den Anschein, als seien bisweilen einzelne Teile dieses Anzuges besonders und aus andern Stoffen als die übrigen hergestellt worden. Auf den Vasengemälden jener Zeit wird

Fig. 18.



Frauentracht des fünften Jahrh. v. Chr. (Maenaden).

nämlich oft bald dieser, bald jener Teil des Gewandes durch ganz andere Falten charakterisiert, als das übrige Gewand. Während in der Regel die Gewandfalten durch ungebrochene, mit schwarzer Farbe gezeichnete Linien wiedergegeben werden, sind sie häufig daneben mit rötlichbrauner Farbe in viel-

Digitized by Google

fach gezackten oder gleichsam zittrigen Linien gezeichnet: so in Fig. 17 der obere Teil der Gewandung der Frau, in Fig. 18 der Bausch bei der Maenade rechts, in Fig. 19 Bausch und Ärmel. Sieht man daneben, wie z. B. in Fig. 18, ganz die entsprechenden Gewandteile bei andern Figuren mit gewöhnlicher Faltenbehandlung bezeichnet, so könnte man (zumal diese Unterscheidung von ungebrochenen und von Zickzackfalten auch in der Skulptur sich nachweisen läßt), wirklich zu der Annahme sich gedrängt sehen, daß die Künstler damit besondere, aus anderem Stoff gefertigte und eigens angelegte Gewandstücke wiedergeben wollten. Das könnte man sich nun wie bei einer Tracht wie Fig. 17 noch recht gut vorstellen; denn wenn in Fig. 16 der obere Gewandteil über dem Gürtel ein eigens gearbeiteter ist, so könnte es in Fig. 17 ebenso der Fall sein. Allein viel schwieriger, ja kaum denkbar, erscheint eine solche Annahme für Fig. 18; nimmt man hier für den Bausch besonderen Stoff an, so würde die Frau drei Kleidungsstücke tragen: den langen Chiton, der einfach den ganzen Körper bedeckt; den Brust und Unterleib bedeckenden Bausch; und darüber den wieder besonders gearbeiteten Überhang mit Ärmeln. Nicht minder kompliziert wäre die Tracht in Fig. 19. Es scheint daher fast als dürfe man auf jene Faltenbehandlung keinen zu hohen Wert legen; die Künstler haben sie anscheinend gewählt, um bisweilen dadurch die bei bauschiger Gewandung, bei Ärmeln u. dgl. entstehenden krausen Falten von den Steilfalten des senkrecht herunterhängenden Gewandes zu unterscheiden. Denn es ist zu

Fig. 19.



Frauentracht des 5. Jahrh. v. Chr.

beachten, daß an solchen senkrecht hängenden Gewandstücken, also beim Unterteil des Chitons und beim Brustüberhang, die krausen Falten niemals vorkommen.

Wenn die Vasenmaler im übrigen, namentlich hinsichtlich des Arrangements des Bausches, treu und verläßlich sind, so war die Mode in Athen um die Mitte des fünften Jahrh. v.

Fig. 20.



Verschiedenartige Arangements des Chitons.

Chr. noch etwas plump und schwerfällig. Erst durch Beschränkung des übermäßig sich verbreiternden Bausches gestaltet sie sich zu jener ebenmäßigen, wahrhaft edeln Tracht, die wir an den Frauengestalten der klassischen Kunst und der folgenden Zeit bewundern. Dabei ist die Kleidung keineswegs einförmig, vielmehr gestattet derselbe Chiton verschiedene Arten des Tragens, je nachdem Bausch und Überhang arrangiert werden. Beispiele

Digitized by Google

dafür giebt das Vasenbild in Fig. 20. Entweder nimmt man, wie bei der Frau links, zur Bedeckung des Körpers von den Füßen bis zu den Schultern ein genau der Körperlänge entsprechendes Stück und befestigt dies auf den Schultern, indem man die Zipfel des hinteren, doppelt liegenden Blattes über die Schultern zieht, und durch Agraffen auf den Zipfeln des ebenfalls doppelt liegenden Vorderblattes befestigt; dann fällt vorn und hinten das überschüssige Stück des Chitons herunter und der Gürtel wird darüber gelegt. Indem man dann dieses Stück noch etwas über den Gürtel herauszieht, entsteht oberhalb des Gürtels ein kleiner Bausch, während das Ende des Gewandes unterhalb bis über die Hüften herabfällt. Hier liegt also streng genommen der Bausch über dem Überhang. Oder man nimmt, wie bei der Frau rechts, zunächst ein längeres Stück des Chitons bis zum Gürtel, als an sich erforderlich, so daß der Rest auf dem Boden schleppt; das obere Stück nimmt man zu den Schultern hinauf und befestigt es dort durch Fibeln, entweder so, daß dieselben sichtbar zu Tage liegen (dann werden die Doppellagen der beiden Blätter, also das vierfache Tuch zusammengesteckt), oder so, daß die Nadeln durch den vordern Überhang verdeckt sind (dann wird die Doppellage des Hinterblattes mit der untersten des Vorderblattes, also eine dreifache Tuchlage, zusammengesteckt, wie hier in Fig. 20). Der Überhang flattert dann frei über Brust und Rücken bis etwas oberhalb der Taille; vom untern Teile des Chitons aber zieht man das überschüssige Stück als Bausch über den Gürtel herauf. In welcher Weise diese letztere Tracht, welche die häufigere ist, angeordnet wird, lehrt sehr anschaulich die unter Fig. 21 abgebildete Bronzestatue von Herculaneum. Das im Ankleiden begriffene junge Mädchen hat den Chiton bereits gegürtet und ist nun im Begriff, den Überschlag herzustellen; auf der linken Schulter ist die Nadelung bereits erfolgt, nun nimmt sie mit der rechten Hand das zusammengefaltete Rückenblatt über die rechte Schulter herüber, um dasselbe mit dem von der linken

Digitized by Google

Fig. 21.

Anlegen des Chitons und Herstellen des Überhanges.

Fig. 22.

Frauentracht der klassischen Zeit (Karyatide vom Erechtheion).

Digitized by Google

Hand genäherten Brustblatt so zusammenzunadeln, daß das Rückenblatt über das Brustblatt zu liegen kommt. Die Zipfel beider Blätter fallen dann rechts und links über die Hüften herunter und kommen etwas tiefer zu liegen, als die Mitte des Blattes; zur Vollendung ihrer Tracht wird das Mädchen dann noch von dem zu langen Gewand, welches sie beim Gehen behindern würde, ein Stück unter dem Gürtel heraufziehen, das dann unterhalb des Überhangs als Bausch zum Vorschein kommt. Die Tracht der besten Zeit verlegt diesen Bausch nicht mehr so tief, wie die frühere (und wie Fig. 20), sondern verringert den Abstand zwischen Bausch und Überhang so viel als möglich; dabei sucht man den Bausch so zu arrangieren, daß die Falten an den Seiten tiefer liegen, als in der Mitte, damit er sich in seiner Linie der Kontur des Überhangs, bei dem ja auch die Zipfel an den Seiten tiefer herabfallen, möglichst anschließe. So entsteht jene wundervolle, von echt künstlerischem Geiste eingegebene Tracht, welche wir an den besten attischen Werken aus der Zeit der Phidias bewundern und als deren Beispiel wir hier unter Fig. 22 eine der Karyatiden vom Erechtheion in Athen abbilden.

Ärmel sind bei dieser Tracht bald vorhanden, bald fehlen sie; wo sie sich finden, haben sie meistens, wie die früher besprochenen, die Form der offenen, durch Knöpfe oder kleine Fibeln verbundenen Halbärmel und sind meist nicht eigens angenähte Ärmelstücke, sondern gehören zum Chiton selbst. Da nämlich dieser wie in der Länge so auch im Umfang beträchtlich mehr Stoff enthielt, als an und für sich zur Umhüllung des Körpers nötig war, so bot er Material genug, um oben auf jeder Seite noch ein hinlängliches Stück über die Oberarme zu ziehen und durch Zusammennesteln zu scheinbaren Ärmeln zu gestalten.

Die zuletzt beschriebene Form des Chitons, welcher durch Gürtung und Nadelung Bausch und Überhang bildet, bleibt auch in der Folgezeit bestehen und scheint sich nicht nur über ganz Griechenland verbreitet, sondern auch das spätere griechische Altertum hindurch bis zur Römerzeit erhalten zu haben. Selbst-

Digitized by Google

Fig. 23.



Hochgegürteter Chiton mit Himation. Statue einer Niobide im Museo Chiaramonti im Vatikan.

Digitized by Google

Fig. 24.



Ungegürteter Chiton mit Himation.

Digitized by Google

verständlich ist sie aber niemals die alleinige gewesen, und es gab daneben noch verschiedene andere Arten der Tracht, welche sich teils durch den Schnitt, teils durch die Art des Tragens unterschieden. So behielt man z. B. die allgemeine Form des Chitons zwar bei, machte sich aber die Kleidung selbst etwas bequemer, indem man den Überhang wiederum, wie wir es schon vorher als wahrscheinlich bezeichnet haben, als ein besonderes, für sich anzulegendes Stück, das unter Umständen auch fortbleiben konnte, arbeitete; oder man trug einen leichten Chiton ganz ohne Bausch und Überhang, entweder gegürtet, und zwar bisweilen höher als um die Taille, wie die unter Fig. 23 abgebildete Tochter der Niobe, oder auch ganz ungegürtet lose herabhängend, wie Fig. 24. Auch kommt es noch später nicht selten vor, daß der Überhang so tief herunterhängt, daß er unterhalb des Gürtels liegt, und daß der Bausch entweder ganz fehlt, wie in Fig. 25, oder, wenn er angebracht wird, oberhalb des Überhangs zu liegen kommt, wie in Fig. 20. Die anmutige Frauengestalt in Fig. 26 zeigt auch darin eine Besonderheit ihrer Kleidung, daß bei ihr, wie in Fig. 25, der Chiton an der einen Seite auch unterhalb der Hüften offen ist, was bei der gewöhnlichen Tracht, namentlich der außer dem Hause getragenen, nicht der Fall war. Es ist wahrscheinlich, daß dies sogar die ursprüngliche Form des sog.

Fig. 25.



Offener Chiton mit Überhang.

Digitized by Google

dorischen Chitons gewesen ist; denn so gingen die dorischen Jungfrauen (die deswegen sogar spottweise als „Hüften zeigend“ bezeichnet wurden), und in den Idealfiguren hat der, allerdings kürzere Chiton der Artemis und der Amazonen denselben Schnitt. Nur war die unten rings geschlossene Form des Chitons so frühzeitig aufgekommen, daß wir dieser seitlich offenen auf den ältesten Denkmälern bloß ganz vereinzelt begegnen. Dieser seitlich geschlitzte Chiton entspricht in seinem Schnitt am meisten dem kurzen Chiton der Männer; er reicht oft wie dieser nur bis an die Kniee und wird auf den Schultern durch Nadeln, ohne daß ein Überhang gebildet wurde, zusammengeheftet. — Auch das mit genähten Ärmeln versehene Gewand kommt in der spätern Tracht vor; entweder so, daß es mit dem Untergewande zusammenhängt, oder so, daß es besonders als ein nur Oberkörper und Leib bedeckendes Überkleid gearbeitet ist, welches rings geschlossen und an den durch Knöpfe gebildeten Ärmeln behufs des Anziehens zu öffnen war.

Als Oberkleid bleibt das Himation die stehende Tracht. In der ältern Kleidung des sechsten und fünften Jahrhunderts wird dasselbe noch vielfach in der oben beschriebenen Art als Umschlagetuch behandelt, sodaß zwei Zipfel vorn über die Schultern fallen, wie wir das in Fig. 4 und 24 sehen. Später dagegen wird die bei den Männern übliche Art, das Himation zu tragen, auch in der Frauentracht gewöhnlich, wobei dasselbe entweder beide Arme ganz und gar einhüllt oder der rechte Arm allein frei bleibt; vgl. Fig. 23. Eine dritte Art, das Himation umzulegen, die sich aber mehr in der ältern Tracht als später findet, ist die, daß es von der rechten Schulter quer über die Brust zur linken Hüfte herabgeht, wobei die linke Brust freibleibt und die Zipfel auf der rechten Seite des Körpers herabhängen. Auf den Abbildungen sieht es öfters so aus, als sei das Himation hierbei auf der Schulter durch Nadeln festgehalten oder auch zusammengenäht gewesen. Daneben kommen auch leichtere, shawlartige Tücher vor, etwa von der Form der

Digitized by Google

Fig. 26.



Offener Chiton mit Überhang.

Digitized by Google



Fig. 27a. Dame im Straßenanzug.

Fig. 27b. Seitenansicht von Fig. 27a.

Digitized by Google

vor einigen Decennien von unsern Damen getragenen Scharpe. Überhaupt scheint auch die alexandrinische Zeit noch mannichfachen Wechsel in der Frauentracht gekannt zu haben; indessen entziehen sich die Details davon meist unserer näheren Kenntnis, da unsere Hauptquellen, die Vasengemälde, in jener Epoche nicht mehr so streng, wie in der älteren Stilperiode, sich an die jeweilen herrschende Mode zu halten pflegen. In einem Idyll des Theokrit legt eine Frau erst den Chiton, dann ein aus kostbarem Gewebe hergestelltes Spangengewand (Peronatris) und darüber ein Mäntelchen (Ampechonion) an; wie wir uns hier das Spangengewand denken sollen, ist nicht auszumachen. Dagegen führen uns die Terrakotten aus jener Epoche nicht selten anmutige Frauengestalten im Straßenanzug, d. h. in Chiton und Himation vor; so sehen wir in Fig. 27a und b eine Frau im langen Schleppkleide, darüber der Mantel, welcher so über den Kopf gezogen ist, daß nur

Fig 28.



Dame im Straßenanzug

Digitized by Google

das Gesicht aus der Umhüllung hervorschaut; ebenso sind beide Arme, mit denen sie den Mantel, um nicht beim Gehen gehindert zu sein, etwas aufhebt, eng eingewickelt. Ähnlich matronenhaft verhüllt erscheint die Dame, welche die Fig. 28 abgebildete Terrakotta darstellt; sie hebt zierlich mit beiden Händen das sehr lang herabfallende Himation in die Höhe, um im Gehen mehr Freiheit zu haben.

Der Gebrauch des Hemdes läßt sich für die Frauenwelt jener Zeit nicht mit Sicherheit nachweisen, da diejenigen Ausdrücke, welche man in der Regel dafür erklärt, nur besondere Arten des Chitons zu bedeuten scheinen. Doch finden sich auf Vasenbildern einige Male bei Darstellung von Badeszenen kurze, mit kleinen Ärmeln versehene Kleider, welche nicht gut anders erklärt werden können, wie als Hemden, die unter dem eigentlichen Chiton getragen wurden. Für allgemein darf man deren Gebrauch freilich deshalb noch nicht halten; verbreiteter scheint dagegen das die Stelle des modernen Corsets vertretenden Busenbands gewesen zu sein (Strophion), durch welches man teils die zu üppige Entwicklung der Brüste einzuschränken suchte, teils die Brust, wenn sie nicht mehr die jugendliche Straffheit besaß, in die Höhe band.

Was Farbe und Muster der Kleidung anlangt,*) so sind wir darüber nur unvollständig unterrichtet. Die Männerkleider waren jedenfalls für die untern Stände, d. h. für Leute, welche in der Werkstatt oder auf dem Felde arbeiten mußten, dunkel, entweder von der Naturfarbe der Wolle oder grau, braun u. a. gefärbt. Sonst allerdings war die gewöhnlichste Farbe für Chiton und Himation die weiße; und da solche Gewänder begreiflicherweise sehr schnell schmutzig wurden, so mußten sie häufig zum Walker wandern, der sie wusch und mit Thonerde und ähnlichen Mitteln ihnen frischen Glanz verlieh. Zur Festes-

*) Man vergl. hierüber auch meine Gesch. d. Kunstgewerbes im Altertum I, 12 ff.

Digitized by Google

tracht aber gehörten meist bunte Gewänder; gerade da erlaubten sich auch einfachere Leute den Luxus der bunten Kleidung, welche sonst, wenn man im gewöhnlichen Tagesverkehr damit prunkte, in den bessern Zeiten des griechischen Altertums als Zeichen von Eitelkeit oder stutzerhaftem Wesen betrachtet wurde. Mehr verbreitet waren bunte Stoffe selbstverständlich bei der Frauenwelt, die namentlich die saffrangelben Gewänder liebte, auch sonst von buntgeränderten und reichgemusterten Stoffen häufig Anwendung machte. Im allgemeinen freilich kann man aus den Denkmälern den Schluß ziehen, daß Buntheit und reiche Ornamentierung der Kleiderstoffe am beliebtesten in der ältern Periode und dann wieder in der Epoche des sinkenden Geschmackes war, während die klassische Zeit von beiden einen verhältnismäßig spärlichen Gebrauch machte. Die älteren Vasenbilder zeigen fast durchgehends buntgemusterte Stoffe, entweder mit rein ornamentalen Mustern (vgl. oben Fig. 10, 11, 13), oder auch mit figürlichen Darstellungen. Selbst ganze figurenreiche Szenen, in Buntwirkerei oder Stickerei hergestellt, werden zur Kleidung benutzt, wobei ebenso, wie bei der Dekoration an Gefäßen und andern Geräten der ältern Kunst, die Anordnung in Reihen nicht unungewöhnlich ist; vgl. Fig. 12. Es begreift sich dies übrigens, wenn man erwägt und auch an den Darstellungen selbst beobachtet, daß eben jene alte Kleidertracht den Faltenwurf wenig oder gar nicht kennt; da sowohl der Chiton als der Mantel ziemlich straff um den Körper herumgelegt sind, so können auch die figürlichen Szenen dabei vollständig zur Entfaltung kommen und ohne Entstellung durch Falten oder Brüche gesehen werden. Auch die rein ornamentalen Muster sind sehr häufig und zeigen große Mannichfaltigkeit und Abwechslung, dagegen nur selten wirklich schöne Motive; besonders beliebt sind Schachbrett- und Rautenmuster.

Mit der Veränderung der Tracht wird auch der Gebrauch der gemusterten Stoffe ein anderer; für religiöse Gewänder, für Kultus-, Fest- und Schauspieltracht behält man zwar die bunt-

Digitized by Google

gestickten Stoffe bei; dagegen nimmt ihr Gebrauch im gewöhnlichen Leben nicht blos bei der männlichen, sondern auch bei der Frauentracht mehr und mehr ab oder wird, gegenüber der reichen, die eigentliche Grundfarbe des Kleides fast ganz verdeckenden Fülle der Ornamente in der älteren Mode, auf ein bescheidenes Maß zurückgeführt. Es gilt das namentlich von dem in freien Falten brechenden Chiton, während die wenig oder gar keine Falten werfenden, der älteren Bekleidungsweise sich nähernden Chitons, denen wir mitunter auch später noch auf Vasen begegnen, ein energischeres Muster aufweisen. Das gleiche gilt von den Himatien, welche auch später noch, als man sie nicht mehr brettartig steif wirkte und faltenlos über den Rücken hängen ließ, sondern in reicherem Wurf sich umlegte, auch in klassischer Zeit häufig mit reicher Wirkerei verziert waren, was Helbig gewiß mit Recht darauf zurückführt, daß mantelartige Kleidungsstücke in loserer Beziehung zu dem Körper stehen, und demnach die Beifügung eines den Eindruck der Formen abschwächenden Musters hier minder störend wirkt, als beim Chiton. Immerhin sind auch solche buntgemusterte Mäntel jedenfalls Ausnahmen und Luxuskleider gewesen; die Mode der besten Zeit zeigt auch darin ihren klassischen Schönheitssinn, daß sie Chiton und Mantel wesentlich aus einfarbigen Stoffen herstellt und dafür an den Säumen und Borten Ornamente, welche meist von außerordentlicher Schönheit und dabei edler Einfachheit sind, anbringt; diese wirken hier nicht nur nicht störend, sondern tragen sogar in ausgezeichneter Weise dazu bei, die Tracht als etwas selbständiges hervortreten zu lassen, ohne daß die Deutlichkeit der Körperformen darunter litte. — Im vierten Jahrhundert v. Chr. fängt jedoch allmählich auch auf diesem Gebiete bereits wieder ein gewisser Verfall an, sich zu bemerklich zu machen, und seit der Zeit Alexanders d. Gr. wird auch bei rein hellenischer Tracht reiche Musterung, namentlich auch wieder mit figürlichen Darstellungen, immer allgemeiner. Es fehlt nicht an Beispielen unter den Denkmälern, welche uns das Un-

Digitized by Google

ästhetische, ja Ungereimte dieser Mode erkennen lassen; die reichen Muster verleihen der ganzen Figur etwas unruhiges, die Körperformen treten unter dem Gewande vollständig zurück, und wenn sich bei figurenreichen Kanten oder Kleiderstoffen durch den Faltenwurf die Darstellungen verschieben oder übereinanderlegen, so entstehen nicht selten ganz monströse Bildungen.

Was endlich den Stoff der Kleider anlangt, so haben wir schon oben angeführt, daß in der Frauentracht bei dem von Herodot bezeugten Wechsel der Kleidung der leinene Chiton eingeführt wurde, ohne daß doch deshalb der Gebrauch wollener Stoffe abgekommen wäre, während bei den Männern mit Abnahme des langen Chitons der wollene mehr allgemein wurde. Die ältere Skulptur zeigt, nachdem einmal die enganliegende Kleidertracht der ältesten Zeit abgekommen war, in der Regel zwei Bekleidungsstoffe: einen feine und flache Falten werfenden, und einen, welcher mehr in großen und tiefen Falten bricht. Man kann nicht überall mit Bestimmtheit behaupten, daß das zwei verschiedene Stoffe, jener Wolle, dieser Leinwand sei; oft hat es sogar den Anschein. als seien nur zweierlei Qualitäten desselben Materials, eine feinere dünnere und eine gröbere dickere, damit gemeint. Doch erweisen die häufige Anwendung der Leinwand die gerade in der älteren Kunst so gewöhnlichen, regelmäßigen Parallel- und Zickzackfalten, die wir oben besprochen haben und die wesentlich nur im Linnenstoff durch künstliche Mittel so hervorgebracht werden konnten.

Im allgemeinen wählte man, wie bei uns, leichtere Stoffe für den Sommer, schwerere für den Winter. Wenn wir aber in den archaischen Denkmälern sehr oft auf durchsichtige Gewänder stoßen, welche die Formen des Körpers vollständig durchschimmern lassen (vgl. Fig. 18, 24), so sind wir deshalb doch schwerlich berechtigt, einen sehr verbreiteten Gebrauch wirklich durchsichtiger Gewänder für jene Zeit vorauszusetzen. Wenn auch schon damals solche dünne Stoffe im Gebrauch sein mochten, zumal für Hetären, so beruht ihre so ausge-

Digitized by Google

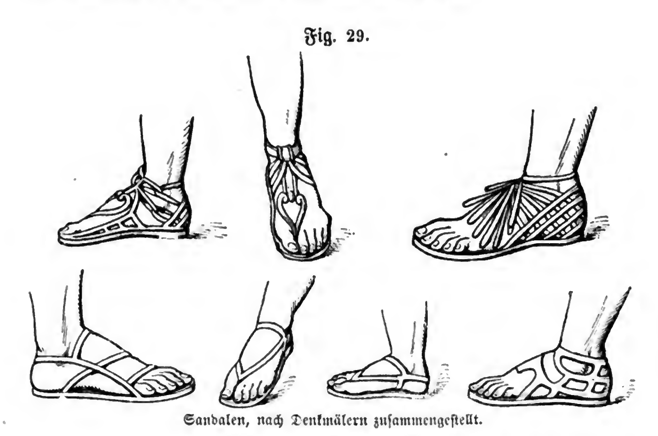
dehnte Verwendung in der Vasenmalerei doch wohl mehr darauf, daß die Maler in ihrem Unvermögen, Formen des Körpers und Bewegungen der Glieder auch unter der Gewandung hervortreten zu lassen, andrerseits aber doch in dem Bestreben, dieselben nicht ganz und gar durch die Gewandung zu verdecken, eben dies als Auskunftsmittel wählten, daß sie die Körperformen durch den Kleiderstoff durchschimmern ließen. In der Tracht der Hetären waren freilich diese dünnen Gewebe immer beliebt; eine anständige Frau machte davon höchstens für Unterkleider Gebrauch. Daß freilich auch da die Mode mitsprechen mochte, können wir daraus schließen, daß die durch ihre Feinheit und Durchsichtigkeit besonders ausgezeichneten Stoffe aus den Webereien der Insel Amorgos offenbar nur vorübergehend, im Zeitalter der ältern attischen Komödie, besonders beliebt waren; spätere Erwähnungen dieser Stoffe scheinen fast durchweg mehr gelehrte Anspielungen, als der thatsächlichen Wirklichkeit entnommen zu sein. Im übrigen ist es ja selbstverständlich, daß bei der Anwendung gröberer oder feinerer Zeuge auch die Vermögensverhältnisse der betreffenden Person eine Rolle spielten; die von fremdher eingeführten feinen Baumwollstoffe, Musseline u. dgl. konnten nur von Reichen getragen werden, ebenso wie die noch im alexandrinischen Zeitalter sehr seltene und teuere Seide, während recht im Gegensatz dazu der gemeine Mann grobe, filzartige Stoffe trug und der Landmann sich seinen Kittel aus Fellen oder Leder zurechtschnitt.

Die Fußbekleidung gehört im griechischen Altertum, wenigstens was die männliche Tracht anlangt, nicht in dem Maße zu den notwendigen Bestandteilen der Kleidung wie heutzutage. Zu Hause gingen die Männer wenigstens im Sommer in der Regel barfuß; Arbeiter, Handwerker und sonst Angehörige der niederen Stände sowie Sklaven pflegten das auch auf der Straße zu thun, und Leute, welche auf Abhärtung des Körpers bedacht waren, wie Sokrates, oder die vielleicht auch nur eine strenge Lebensweise affektierten, wie manche kynische Philosophen,

Digitized by Google

folgten darin ihrem Beispiele. In Sparta, wo sich der Staat bekanntlich auch um Kleidung und Nahrung der Unterthanen kümmerte, war es sogar für junge Männer Vorschrift, keine Schuhe zu tragen, und manche behielten diesen Brauch bis in ihr Alter bei, wie z. B. Agesilaos, der noch als Greis ohne Schuhe und ohne Chiton im bloßen Mantel zu gehen pflegte. Aber jedenfalls war es ungewöhnlich, wenn Männer auch im Winter außerhalb des Hauses barfuß gingen, wie es Sokrates im Feldzug in Makedonien gethan haben soll.

Fig. 29.



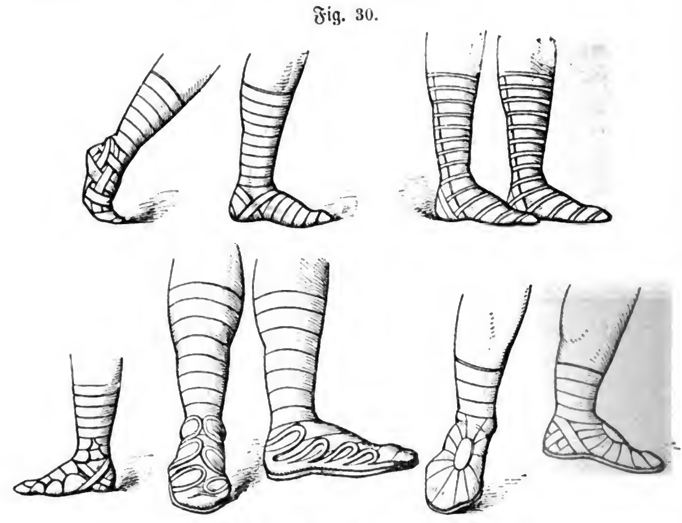
Sandalen, nach Denkmälern zusammengestellt.

Im allgemeinen zerfällt die Fußbekleidung der Griechen in zwei Arten: Sandalen, d. h. bloße Sohlen, welche unter den Fuß gebunden wurden, und wirkliche, zum Anziehen eingerichtete Schuhe; zwischen beiden aber giebt es eine solche große Zahl von Zwischen- und Übergangsstufen, daß man bei manchen Gattungen nicht bestimmt sagen kann, welcher der beiden Hauptarten man sie zuweisen soll. Die Sandalen, welche vermutlich die älteste Art des Schuhwerkes und bei Homer allem Anschein nach die einzigen sind, kommen in gleicher Weise bei Männern und

Digitized by Google

Frauen vor, obgleich bei letzteren jedenfalls noch in viel häufigerem Gebrauch. Sie bestehen aus einer durch eine oder mehrere Lagen starken Leders, wozu bisweilen noch Kork als Zwischenlage tritt, gebildeten Sohle, an welcher Riemen befestigt sind, die über den Fuß hinweggehen und sie festhalten; hierzu genügen (man vgl. die in Fig. 29 nach Denkmälern gegebene Auswahl) oft ein

Fig. 30.



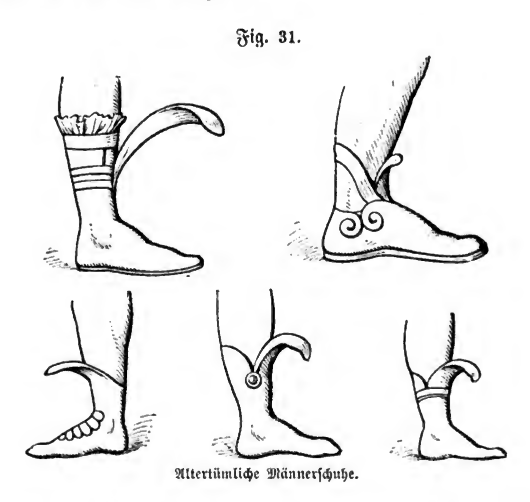
Sandalen mit hoch hinaufgehendem Riemenwerke.

paar über Spann und Ferse gehende Riemen, welche entweder gebunden oder so befestigt werden, daß ein zwischen großer und zweiter Zehe hindurch gehender Riemen mit den am Rande der Sohle befestigten und über den Fuß hinweggehenden oben auf dem Spann zusammengeschnürt wird, meist vermittelst einer herz- oder blattförmigen Schnalle. Dieses Riemenwerk wird aber nicht selten so vermehrt und verschlungen, daß es fast den ganzen Fuß

Digitized by Google

bedeckt und einem durchbrochenen Schuhe gleicht; auch geht es häufig noch bis zum Knöchel oder über denselben bis zur Wade hinauf, wie in den Fig. 30 zusammengestellten Beispielen, was aber nur in der Männertracht vorkommt. Kostbares Leder von bunter Färbung, selbst Vergoldung und anderweitiger Putz machten diese an sich einfache Fußbekleidung oft zu einer sehr prunkvollen und kostspieligen.

Fig. 31.



Altertümliche Männerschuhe.

Die Schuhe gleichen zum Teil den unsrigen, d. h. sie bedecken den ganzen Fuß und werden vorn auf dem Spann oder an der Seite zusammengeschnürt oder geknöpft. In der älteren Zeit gehen sie bei den Männern meist über den Knöchel hinauf und haben oberhalb am vordern Rand einen mehr oder weniger spitzen, nach vorn gekrümmten Schnabel, wie die Beispiele in Fig. 31 zeigen, bei denen man zugleich ersieht, wie diese Spitze allmählich kleiner wurde und schließlich ganz verschwand. Später sind niedrige, meist noch unterhalb des Knöchels endigende Schuhe

Digitized by Google

das gewöhnliche, namentlich die Frauen tragen, wenn sie nicht Sandalen haben, fast nie andere. Verschiedene Proben davon giebt Fig. 32; meist sind sie vorn an den Zehen ziemlich spitz, und altspartanische Reliefs zeigen sogar vorn mit Schnabeln versehene Schuhe als Frauentracht. Jäger, Landleute u. dgl. trugen hohe, bis an die Waden reichende Stiefeln (Endromides), die vorn geschnürt oder geknöpft sind, gleichwie in Fig. 33; diese gehen

Fig. 32.



Männer- und Frauenschuhe.

an den Zehen meist breit aus, haben vielfach dicke Sohlen, jedoch ebensowenig, wie die gewöhnlichen Schuhe, Absätze. Ein häufiger Schmuck derartiger Stiefel sind breite, ausgezackte Lederlappen, welche vom oberen Rand herabfallen, wie in den Beispielen Fig. 34.

Eine Mittelstellung zwischen Sandalen und Schuhen nahmen die in verschiedenen Formen sich findenden Halbschuhe ein,

Digitized by Google

d. h. solche, bei denen die Bedeckung des Fußes zum Teil aus ganzem Leder, zum Teil aus Riemen besteht; so finden wir z. B.

Fig. 33.



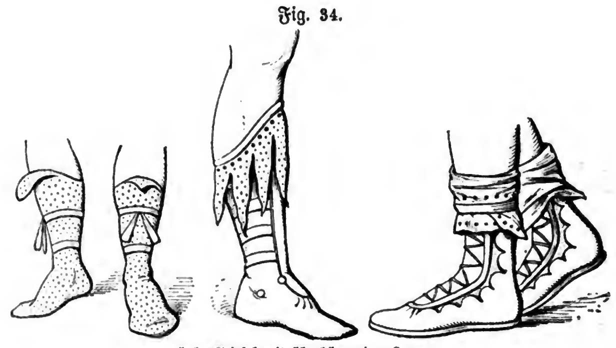
Hohe Stiefeln (Endromides).

Fußbekleidungen, welche pantoffelartig den vorderen Teil des Fußes oberhalb bedecken, während der hintere von Riemen umspannt

Digitized by Google

wird, und andere wiederum, bei denen die Zehen frei sind, das übrige aber bedeckt ist. Zu dieser Gattung der Halbschuhe gehörte vermutlich auch die erst seit der alexandrinischen Zeit aufkommende, dann aber sehr schnell verbreitete Tracht der **Krepis**: wahrscheinlich ein Schuh mit niedrigem, rings um die Sohle herum gehendem Seitenleder, von welchem aus Riemenwerk über den Fuß hinwegging. Andere Arten von Schuhwerk kennen wir lediglich aus den antiken Benennungen. So gab es eine elegante Sorte, die man vornehmlich anlegte, wenn man bei jemandem

Fig. 34.



Hohe Stiefel mit überhängenden Lappen.

zum Mahle geladen war, die sog. Blautae; und als gröbere, namentlich von Bauern getragene Schuhe werden uns die Karbatinae genannt, aus rohem Leder gefertigt und vermutlich nicht über den Leisten gemacht, sondern das kunstlos zusammengenähte Fabrikat der Landleute selbst. Überhaupt ist die Zahl der bei den alten Schriftstellern erhaltenen Benennungen für das Schuhwerk sehr groß und daraus wohl auch auf häufigen Wechsel der Mode zu schließen. So hatte man auch in Griechenland Schuhe nach persischem Schnitt, trug in Athen lakonische Schuhe; amykläische, sikyonische, rhodische Schuhe u. a., die gleichfalls er-

Digitized by Google

wähnt werden, bezeichnen wahrscheinlich ebenfalls mehr den Schnitt, als die Herkunft dieser Fußbekleidungen. Auch gab es Schuhe, die nach berühmten Männern, die wahrscheinlich mit Vorliebe davon Gebrauch gemacht hatten, benannt waren: Alkibiades-Schuhe, Iphikrates-Schuhe u. s. w. Aber all dies läßt sich aus den Denkmälern trotz der reichen Abwechslung, welche dieselben bieten, nicht illustrieren. Man unterschied auch zwischen Schuhen, welche wie unsere Pantoffeln auf jeden Fuß paßten, und solchen, welche nach besonderen Leisten je für rechten und für linken Fuß gemacht waren. Letztere galten für eleganter, denn man gab überhaupt viel darauf, gut sitzendes, nicht zu weites Schuhwerk zu tragen; wer eine gar zu bequeme Fußbekleidung trug, von dem sagte man spöttisch, „er schwimme in seinen Schuhen". Auch galt es für ärmlich oder als ein Zeichen von Geiz, wenn man in geflickten Schuhen ging; und derb genagelte Schuhe waren nur bei Soldaten oder Landleuten üblich, wurden aber sonst für bäurisch gehalten.

Das Material der Fußbekleidung war in der Regel Leder, seltener Filz; die Farbe war meist schwarz, doch finden wir auch buntes Schuhwerk, zumal für Frauen, erwähnt, und sehen dergleichen auch auf polychromen Vasen häufig abgebildet.

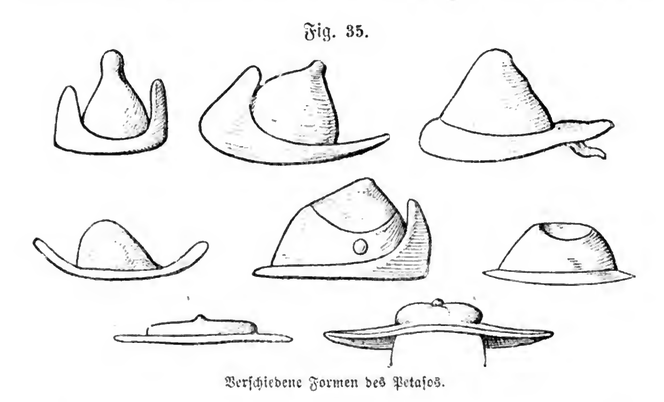
Strümpfe kennt das Altertum nicht; doch umwickelte man sich bisweilen bei strenger Kälte die Beine mit Pelz oder Filz, und so trägt auch der alte Laertes bei Homer, als er im Garten mit rauher Arbeit beschäftigt ist, rindslederne Gamaschen und dazu der Dornen wegen Handschuhe. Letztere sind sonst ebenfalls unbekannt; nur die Schauspieler trugen etwas Ähnliches, doch hatte das hier nur den Zweck, die durch andere künstliche Mittel vergrößerte Gestalt der Schauspieler auch durch scheinbare Verlängerung der Arme in Harmonie zu bringen.

Eine Kopfbedeckung trugen die Männer für gewöhnlich nicht, nur bei schlechtem Wetter setzte man etwa eine Kappe auf. Im allgemeinen kann man, wie bei uns, unterscheiden zwischen Hüten und Kappen oder Mützen, nur daß bei letzteren der in der

Digitized by Google

modernen Tracht gewöhnliche Stirnschirm nicht vorkommt. Der Hut, als dessen Kennzeichen man die Krämpe betrachten kann, führt den Namen Petasos; es war das angeblich eine thessalische Kopfbedeckung, die sich aber weiterhin verbreitet hatte und in Athen zusammen mit der Chlamys zur Tracht der Epheben gehörte, als der charakteristische Reiterhut; unter den Jünglingen des Parthenonfrieses sehen wir viele damit ausgestattet. Sonst gehört der Petasos wesentlich zur Reisetracht, daher er auch ein gewöhnliches Attribut des Götterboten Hermes ist; wenn wir

Fig. 35.



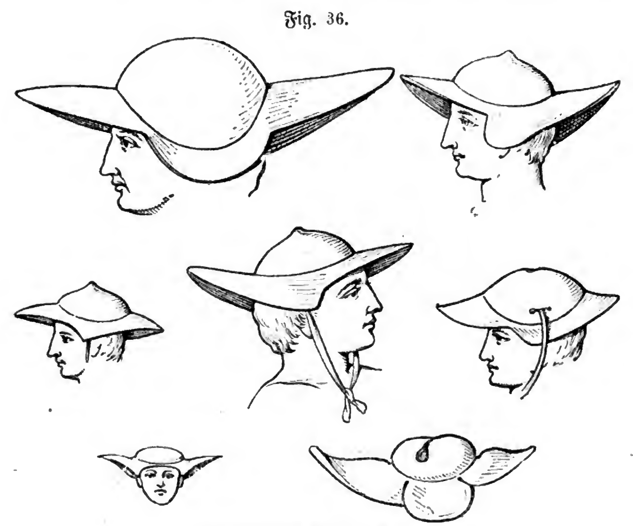
Verschiedene Formen des Petasos.

ältere Männer mit dem Petasos sehen, so ist es in der Regel eine derartige Veranlassung, durch welche das Tragen des Hutes bei ihnen motivirt ist. Vgl. Fig. 9 und 10. Die Formen des Petasos variieren nun freilich auf den Denkmälern so bedeutend, daß man bei manchen Formen Bedenken tragen muß, ob man denselben wirklich den gleichen Namen beilegen darf; ja es giebt Hüte, die sich so sehr der Form der Kappe nähern, daß man in Verlegenheit kommt, ob man dieselben überhaupt noch zu den Petasoi rechnen soll. In der ältesten Zeit hat der Petasos fast immer einen spitzen, ziemlich hohen Kopf und eine

Digitized by Google

breite, vorn und hinten aufgebogene Krämpe (vgl. die in Fig. 35 zusammengestellten Beispiele); später beginnen dann die Abweichungen, indem der Kopf bald halbrund, bald abgeplattet, hier hoch, dort niedrig, auch wohl mit einer kleinen Spitze, die wie ein Knopf hervortritt, erscheint; ebenso ist die Krämpe bald breit und das ganze Gesicht beschattend, bald schmaler oder

Fig. 36.



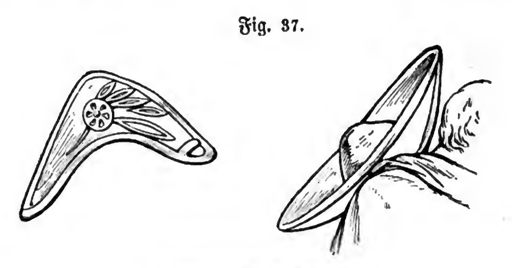
Die gewöhnliche Form des Petasos.

auf einen ganz kleinen Rand reduziert; hier ist sie herabgebogen, dort ganz horizontal, wieder anderswo in die Höhe gerichtet oder geradezu bis zum Kopf herumgebogen. So finden wir z. B. in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts die ganz eigentümliche Form, daß die Krämpe nach vorn schmal wie ein Stirnschild vortritt, dagegen im Nacken bis zu dem hohen, konischen Kopfe umgeschlagen ist (vgl. Fig. 35). Die gewöhnlichste Form ist

Digitized by Google

die, von der wir in Fig. 36 Beispiele geben: der Kopf ist dabei ziemlich flach, meist nicht höher als der Schädel; die Krämpe, die ziemlich breit und in der Regel herabgebogen ist, ist nicht ringsherum kreisrund, sondern an mehreren Stellen bogenförmig ausgeschnitten; entweder gehen zwei solcher Ausschnitte von den Ohren nach der Stirn zu, so daß über letzterer eine Spitze liegt, während die Krämpe über dem Hinterkopf sich im Halbrund hinzieht; oder es ist auch diese Hälfte in der gleichen Weise wie die vordere ausgeschnitten, so daß die Krämpe in vier Spitzen ausläuft, die in der Regel über Stirn, Hinterkopf und Ohren liegen, obgleich wir auch Fälle finden, wo der eine Ausschnitt

Fig. 37.



Ungewöhnliche Petasosformen.

gerade über der Stirn liegt und die Spitzen rechts und links vom Gesicht sich befinden. Diese Form ist in der besten Zeit, im fünften und vierten Jahrhundert, ganz gewöhnlich; immerhin kommen auch später noch wunderliche Formen vor, wie die auf Vasenbildern des schönsten Stiles vorkommende Form Fig. 37 links, die an die im Anfang unseres Jahrhunderts üblichen Hüte mit einer Spitze je vorn und hinten erinnert. Man trug den Petasos an einer Schnur um das Kinn; bedurfte man desselben nicht, so schob man ihn in den Nacken zurück, wo er von der um den Hals liegenden Schnur festgehalten wurde, und so finden wir ihn namentlich häufig auf Denkmälern, vgl. Fig. 38.

Digitized by Google

Wenn, was auch vorkommt, der Petasos einen hohen Kopf und eine schmale heraufgebogene Krämpe hat, so ist er oft ganz gleich dem sogenannten **Pilos**, der Leder- oder Filzmütze, welche die gewöhnliche Tracht der Handwerker, namentlich der Feuerarbeiter, der Landleute, Fischer, Schiffer u. dgl. ist; mit ihr erscheint auf den Kunstwerken fast regelmäßig Odysseus als Seefahrer, ferner Charon, der unterirdische Fährmann, Hephästos als Schmied u. a. Außerdem trugen auch Kranke solche Kappen oder wer sonst wegen zarter Gesundheit sich genötigt sah, sein Haupt gegen den Einfluß der Witterung zu schützen. Auch bei dieser Mütze finden wir mannigfaltige Formen: neben der halbrunden, dem Kopfe sich anpassenden die halbeiförmige, etwas über den Kopf hinausragende, weiterhin eine noch spitzere, konische Form. Vgl. die Figur des Odysseus Fig. 39 und die Schiffer in Fig. 40, bei denen, wie oft, der Pilos mit einem schmalen untern Rand versehen ist. Die Zeichnung deutet zugleich an, daß wir uns als Material dieser Mützen Fell zu denken haben, was neben Filz wohl das gewöhnliche war. Oft werden auch diese Kappen an Bändern um das Kinn befestigt; und an der Spitze befindet sich häufig eine Schleife, an der man die Mütze aufhängen konnte.

Fig. 38.



Jüngling im Reiseanzug.

Die Frauen, welche sich viel weniger als die Männer auf der Straße sehen ließen, machten von Kopfbedeckungen noch viel

Digitized by Google

seltener Gebrauch. Namentlich in der ältern Zeit, wo die den größten Teil des Haares umhüllenden Kopftücher in der Mode waren, begnügte man sich beim Ausgang wohl damit, das

Fig. 39.



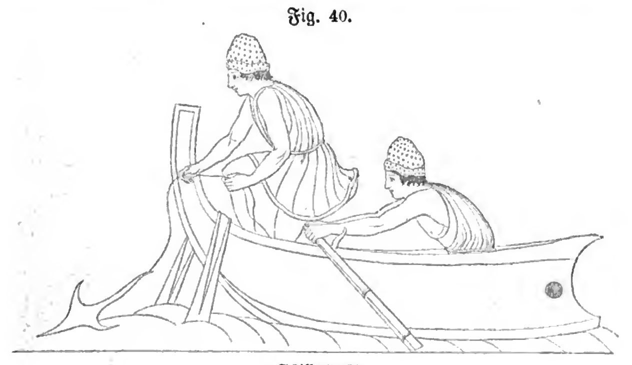
Exomis und Pilos. Statuette des Odysseus.

Himation über den Kopf zu ziehen (vgl. Fig. 4), wie das auch später noch geschah, und wie es uns so häufig Terrakottafiguren zeigen (vgl. Fig. 27 u. 28); doch kam es auch

Digitized by Google

damals schon vor, daß Frauen auf dem Lande oder auf Reisen einen dem Männer-Petasos ähnlichen, wenn auch weniger breitkrämpigen Hut aufsetzten. Eine anmutige sizilische Thonfigur, die wir Fig. 41 abbilden, zeigt uns eine Dame in dieser, dem Gesicht recht hübsch stehenden Tracht. Dagegen finden wir seit der alexandrinischen Zeit ziemlich verbreitet die Mode der sogenannten Tholia, eines aus Flechtwerk hergestellten, leichten Hutes mit spitzem Kopf und breiter Krämpe, welcher, durch ein Band gehalten, auf dem Kopfe balancierte und zwar sicherlich

Fig. 40.



Schiffertracht.

recht praktisch war, insofern die breite Krämpe die Sonnenstrahlen abhielt, aber keineswegs zur Verschönerung beitrug. Tanagräische Terrakotten zeigen mehrfach diese offenbar damals sehr gewöhnliche Tracht, deren auch die Schriftsteller gedenken.

Außerdem aber schützten sich die Frauen gegen die Sonne durch Schirme, welche gleich den unsrigen zum Zusammenlegen eingerichtet waren. Solche Sonnenschirme kommen auf alten Denkmälern öfters vor; doch tragen in der Regel die Damen den Schirm nicht selbst, sondern lassen ihn von einer begleitenden Sklavin über sich halten. Meist hat der Sonnenschirm runde

Digitized by Google

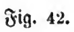
Fig. 41.



Dame mit Petasos.

Digitized by Google

Fig. 42.



Dame mit Sonnenschirm.

Digitized by Google

Form, vgl. Fig. 42, es kommen aber auch Exemplare vor, welche mehr fächerartig gestaltet sind und ganz besonders dafür eingerichtet scheinen, daß die hinter der Dame gehende Dienerin den an langem Griffe befindlichen Schirm bequem über ihre Gebieterin halten konnte, ohne ihr zu nahe zu treten. — Selbst Männer sehen wir bisweilen auf Vasengemälden mit einem Sonnenschirm gehen; indessen galt das, wie es ja auch bei uns noch vor wenigen Dezennien der Fall war, als weibische Verzärtlichung. Dagegen gehörte der Stock zur gewöhnlichen Ausstattung des Mannes. Nicht bloß ältere Leute sehen wir auf den Denkmälern mit ihrem derben Knotenstock einherschreiten oder beim Stehen sich darauf stützen, wie z. B. die athenischen Bürger auf dem Parthenonfriese, sondern auch junge Leute pflegten sich derselben zu bedienen. Man scheint dafür durchweg Naturstöcke genommen zu haben; doch galten die lakonischen Stöcke mit gekrümmtem Griff als besonders praktisch und wurden in Athen namentlich von solchen Leuten getragen, welche sich in Nachäffung spartanischer Moden und Gebräuche gefielen. Im vierten Jahrhundert wurde, wie es den Anschein hat, das Tragen von Stöcken seltener.

Als letzten Teil dieses Abschnittes haben wir endlich die Haartracht zu behandeln, über welche uns sowohl die Schriftsteller als die Bildwerke reichen Aufschluß geben, obgleich gerade hier sich auch einige noch nicht gelöste Schwierigkeiten entgegenstellen.*)

Daß in der heroischen Zeit volles Lockenhaar zum Schmuck des Mannes gehörte, darauf deuten neben dem so beliebten Epitheton der „hauptumlockten Achäer" manche Stellen des Epos hin; verschiedene Andeutungen scheinen im weiteren auch dafür zu sprechen, daß man damals die Locken nicht ihrem natürlichen Fall überließ, sondern sich künstlicher Vorrichtungen

*) Vornehmlich zu vergleichen Helbig, a. a. O., S. 162 ff. und Th. Schreiber in den Mitteil. d. deutsch. archaeol. Instit. in Athen, Bd. VIII (1883), S. 246 ff.; IX (1884), S. 232 ff.

Digitized by Google

bediente, welche den regelmäßigen Fall der Locken erleichtern und konservieren sollten. Zwar wenn der „weibische Paris" mit seinem „Horn" prunkend genannt wird, und alte Erklärer schon dieses „Horn" als einen hornähnlich gedrehten Zopf oder Flechte bezeichnen, so könnte man am Ende eine derartige Frisur lediglich durch Anwendung von steifenden Pomaden oder anderen kosmetischen Mitteln, die ja der homerischen Welt vom Orient her bekannt waren, sich hergestellt denken; deutlich aber weist auf künstliche Haareinlagen hin, was in der Ilias von den goldenen und silbernen Lockenhaltern des Troers Euphorbos gesagt ist. Daß diese Tracht des langen, regelmäßig gelockten Haares längere Zeit im Gebrauch blieb, dafür sind die ältesten Skulpturdenkmäler und Vasenbilder hinreichend Beleg, da wir bei diesen fast durchweg langes, über den Nacken fallendes Haar sehen, welches meist in ganz regelmäßig steifen Flechten, die auch wohl horizontale Wellung aufweisen, herabwallt, während kleine, ebenso peinlich genau arrangierte Löckchen die Stirn umrahmen. Was die Hilfsmittel anlangt, mittels deren dieser Lockenbau hervorgebracht wurde, so hat Helbig die Ansicht aufgestellt und zu erweisen gesucht, daß die in alten Gräbern an verschiedenen Punkten der alten Welt vorkommenden Spiralen aus Bronze-, Silber- oder Golddraht als Unterlage für die darum zu flechtenden Locken gedient hätten. In der That hat man in etruskischen Gräbern diese Spiralen oft neben der Stelle, wo der Kopf der Leiche ruhte, gefunden, und zwar gewöhnlich je eine auf jeder Seite; indessen würde das auch für die andere Deutung sprechen, die man jenen Spiralen gegeben hat, daß sie nämlich als Ohrschmuck primitiver Art dienten. Möglicherweise war das „Gold und Silber", womit nach Homer Euphorbos seine Locken „zusammenschnürte", keine Zierat von bestimmter Form, sondern biegsamer Gold- und Silberdraht.

Daß langes Haar auch in der nächstfolgenden Zeit, bis ins fünfte Jahrhundert hinein, von den Männern getragen wurde, das lehren neben den Schriftstellern wiederum ganz be-

Digitized by Google

sonders die Denkmäler; ja wir finden in letzteren nicht selten Haar von solcher Länge und Fülle dargestellt, daß es uns geradezu wunderbar erscheinen muß, wie der Haarwuchs des männlichen Geschlechts selbst durch die sorgfältigste Pflege in solchem Maße gefördert werden konnte. Indessen wird es nunmehr seltener ganz frei herabwallend getragen; zum mindesten wird es, ungefähr in der Nackengegend, durch ein Band eingeschnürt (und zwar im Gegensatz zur homerischen Tracht, in der jede Flechte einzeln eingeschnürt wird, vielmehr der ganze Haarschopf) und breitet sich dann erst unterhalb desselben wieder in breiterem

Fig. 43 u. 44.



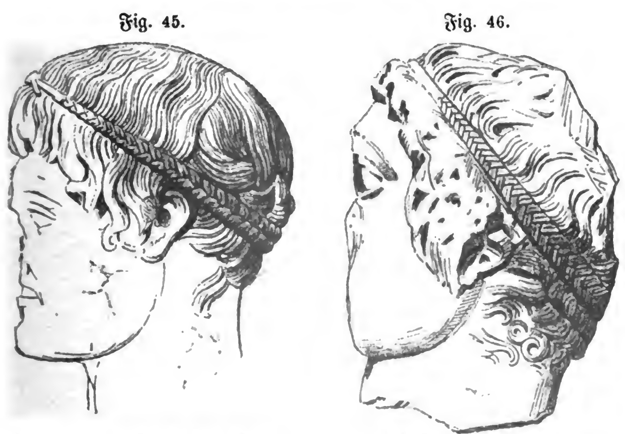
Altertümliche Haartrachten.

Fall über den Rücken aus; oder es wird der Schopf, nachdem er an der einen Stelle eng zusammengeschnürt worden ist, unterhalb mit Schnüren oder Bändern umwunden, beziehentlich durchflochten, so daß er zwar breiter als an der Einschnürungsstelle ist, von einem freien Fall aber keine Rede mehr sein kann. Anderer Art wiederum ist dann diejenige Haartracht, bei welcher der Haarschopf in der Weise zusammengebunden wird, daß er einem breiten und ziemlich dicken Bande gleicht, etwa ähnlich dem Haarbeutel des vorigen Jahrhunderts; diese Haarlänge wird ein kleines Stück des Nackens hinabgeführt, dann wieder nach oben aufgenommen und dort mit dem übrigen Stück aufs

Digitized by Google

neue durch ein Band zusammengebunden, dergestalt, daß der letzte Rest des Schopfes über dieses Band hinwegfällt. Abwechslung herrscht auch hier, indem der angebundene Haarschopf bald ziemlich tief im Nacken liegt, bald von diesem wieder in die Höhe bis zum Hinterkopf hinaufgeht; ein Beispiel für erstere Art ist der Fig. 44 abgebildete Bronzekopf aus Olympia, für letztere Fig. 43, von einem Vasengemälde des 5. Jahrh.

Fig. 45. Fig. 46.



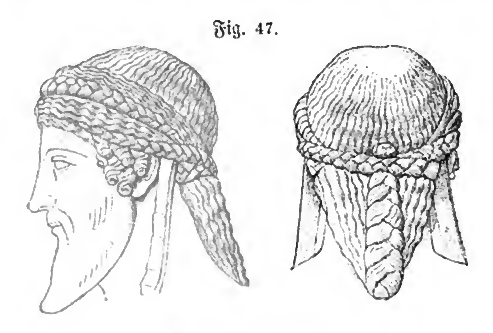
Altertümliche Haartracht (Apollostatue). Altertümliche Haartracht.

Das häufigste aber ist, daß sich in der Zeit des sechsten bis fünften Jahrhunderts die Männer ihr langes Haar in Zöpfe flechten, die um den Kopf herumgelegt werden. Hier kommen vornehmlich zwei Verfahrungsweisen zur Anwendung. Bei der einen gehen zwei Flechten von der Mitte des Nackens nach entgegengesetzten Punkten auseinander und legen sich wie Binden um den Kopf; bei der andern geht hinter jedem Ohr ein Zopf aus, welcher rückwärts um den Nacken geschlungen wird, dort sich mit dem andern kreuzt und dann wiederum nach vorn ge-

Digitized by Google

führt über der Mitte der Stirn mit dem andern zusammengeknotet ist. So erscheint der Fig. 45 abgebildete sog. Apollo auf dem Omphalos frisiert und der Jünglingskopf Fig. 46. Im einzelnen ergeben sich dann noch manche weitere Unterschiede; bald legt sich der Doppelzopf über das Haar vom Scheitel nach der Stirn wie eine Binde oder Taenie und hält dasselbe fest, wie in dem Marmorkopf Fig. 47; bald ist das Scheitelhaar über die vorn zusammengebundenen Zopfenden darüber gelegt, wie in dem Fig. 48 abgebildeten Kopfe von einem Vasenbilde. Der Fig. 47 abgebildete Kopf zeigt außerdem eine eigentümliche Be-

Fig. 47.



Altertümliche Haartracht.

handlung der hintern Haare; dieselben sind in ihrem untersten Teile geflochten und die Flechte wieder aufwärts gezogen zur Befestigung unter dem sich kreuzenden Doppelzopfe. — Dazu treten dann nicht selten noch andere Zöpfe, welche hinter den Ohren vorkommend in regelmäßiger Anordnung vorn über die Schultern fallen und oft noch bis zur Brust reichen. Das Stirnhaar ist meist nicht minder sorgfältig behandelt; auch bei dieser Haartracht sind die ganz regelmäßig gelegten Stirnlöckchen, in einer oder in mehreren Reihen angeordnet, sehr gewöhnlich; bald in Spiralform, bald in der Form der sog. Korkzieherlocken,

Digitized by Google

wie in Fig. 48 und dem Fig. 49 abgebildeten archaischen Bronzekopfe aus Pompeji.

Das sind die wesentlichsten archaischen Haartrachten, soweit wir sie auf den Denkmälern finden; doch ist damit die Menge der Varietäten, welche sich beobachten lassen, noch keineswegs erschöpft. Gegenüber dieser reichen Mannigfaltigkeit berichten uns die Schriftsteller vornehmlich nur von einer altertümlichen Haartracht. In jener schon oben angeführten Stelle des Thukydides, welche uns von den langen Chitonen berichtet, die früher die Athener trugen, wird auch erzählt, man habe damals gleichzeitig mit jener altväterischen Kleidung auch die altertümliche Haaranordnung verlassen, bei welcher man das Haar in den sogenannten „Krobylos“ aufband und goldene „Cikaden“ hineinsteckte. Indessen ist es, trotz vielfältiger Untersuchungen, noch immer nicht gelungen, mit Bestimmtheit nachzuweisen, welche der uns in den Denkmälern entgegentretenden Frisuren eigentlich dieser auch von anderen Schriftstellern erwähnte „Krobylos“, der mit der anderwärts sich findenden Bezeichnung „Korymbos“ identisch zu sein scheint, sei; und ebensowenig hat man die „Cikaden“ im Haar nachweisen können. So ist denn fast eine jede der oben beschriebenen archaischen Haartrachten für den Krobylos in Anspruch genommen worden (zuletzt von Schreiber der von den Ohren ausgehende Doppelzopf); und die Cikaden sind bald als die obenerwähnten Spiralen, bald als Haarnadeln, Fibeln oder dgl. gedeutet worden. Klarheit wird wohl erst einmal durch irgend einen glücklichen Fund in diese schwierige Frage gebracht werden.

Fig. 48.



Altertümliche Haartracht.

Digitized by Google

Alle jene mannigfaltigen archaischen Haartrachten, bei denen sich eine chronologische Reihenfolge schwerlich wird herstellen lassen, verschwinden nun aber — und so finden wir auch hier wieder den Beweis für den auf sämtlichen Gebieten des Lebens hervortretenden Schönheitssinn der klassischen Epoche — in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts. Anspielungen bei Aristophanes zeigen uns, daß damals nur noch altfränkische Leute, die wohl auch noch im langen Chiton einhergingen, von der „Tettigophoria", der Cikadentracht, Gebrauch machten; auf den Denkmälern der Skulptur fehlen die künstlichen Frisuren von der Zeit des Phidias ab so gut wie ganz und gar, und wenn die Vasenmaler sie länger beibehalten, so hängt das damit zusammen, daß die Malerei überhaupt länger an den alten Formen und Moden festhält, als die Plastik, wie sie ja auch stilistisch sich erst später frei entwickelt. Von jener Zeit ab verschwindet das lange, wallende Haar der Männer ebenso wie der Zopf; ganz kurzgeschnittene Haare tragen zwar nur Epheben und Athleten, aber auch das Haar der Männer ist mit der Schere gekürzt und erhält seinen schönsten Schmuck durch die Natur selbst, welche ja gerade dem Haar der südlichen wie der orientalischen Völker die Gabe, sich anmutig zu kräuseln, verliehen hat. Die Porträtköpfe aus jener und der folgenden Zeit zeigen uns in der schönsten Form einen einfach gelockten, weichen und doch nicht zu üppigen, geschmeidigen Haarwuchs. So scheint es in den nächsten Jahrhunderten im wesentlichen geblieben zu sein; wenigstens finden wir in den Denkmälern nirgends eine Spur, daß künstliche Frisuren, wie sie die alte Zeit liebte, je wieder bei den Männern Mode geworden seien. Wie die Zeit der Allongeperücken, des Puders, des Zopfes für uns wohl auf alle Zeiten vorbei ist, so kehrte auch die alte Welt, nachdem sie einmal die Schönheit des natürlichen Haarwuchses erkannt hatte, nie mehr zu der steifen und jedenfalls sehr mühsam herzustellenden Haartracht der Vergangenheit zurück. Damit soll nicht gesagt sein, daß man nicht auch noch Abwechslung in der Art, sein

Digitized by Google

Fig. 49.



Altertümliche Haartracht.

Digitized by Google

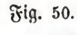
Haar zu tragen und vom Friseur sich stutzen zu lassen, gekannt hätte; es werden uns eine ganze Anzahl Namen solcher Haarschnitte genannt: „der Garten" hieß der eine, „der Rachen" ein anderer; aber wir wissen nicht, wie sie beschaffen waren, weil die Denkmäler uns keinen Aufschluß darüber geben. Höchst wahrscheinlich waren es auch wesentlich nur Stutzer, welche auf dergleichen Dinge Wert legten. Im übrigen bedarf es wohl kaum der Erwähnung, daß ebenso wie in der Kleidung so auch in der Haartracht ohne Zweifel auch vielfach lokale Verschiedenheiten obwalteten, die namentlich in der älteren Zeit von wesentlicher Bedeutung gewesen sein mögen; nur wissen wir davon zu wenig, und höchstens von Sparta erfahren wir, daß dort zur Zeit des peloponnesischen Krieges es üblich war, sich das Haar ganz kurz vom Kopfe weg zu scheren. Da aber zur Zeit der Perserkriege die Spartaner langes, wohl gesträhntes Lockenhaar trugen, so muß sich auch in Lakedämon im Lauf des fünften Jahrhunderts ein Wechsel in der Haartracht vollzogen haben.

Besonderer Kopfschmuck war, nach Ablegung der altertümlichen Lockenhalter und der rätselhaften Cikaden, bei den Männern nicht gebräuchlich. Die um die Stirn gelegte Binde oder Tänie, welche in der Kunst beim Dionysos gewöhnlich ist, kam im Leben nur als Siegespreis in gymnastischen oder anderen Wettkämpfen vor; das Diadem ist nur Zeichen königlicher Würde und daher im freien Griechenland unbekannt.

Auch die Barttracht hat im griechischen Altertum einen Wechsel der Mode durchgemacht. Die homerischen Gedichte geben allerdings über die Barttracht in der heroischen Zeit keinen direkten Aufschluß, wohl aber, wie Helbig nachgewiesen hat, einen indirekten Fingerzeig. Bei Homer wird in einem allbekannten Gleichnis das Schermesser erwähnt. Da nun die Achäer lange Haare trugen und jedenfalls nicht glatt rasiert zu denken sind, so fragt es sich, wozu sie denn eigentlich sich des Schermessers bedienten. Hier hat denn Helbig durch den Hinweis auf Analogieen ägyptischer und phönikischer Sitte, die ja auf die ältere

Digitized by Google

hellenische Kultur von bedeutendem Einflusse gewesen ist, sowie durch Heranziehung altgriechischer Denkmäler es durchaus wahrscheinlich zu machen gewußt, daß die Jonier der homerischen Epoche, wie es in alter Zeit auch die Dorier thaten, sich die Oberlippe rasierten. Freilich müßte dieser Periode noch eine ältere vorausgegangen sein, welche diesen Brauch nicht kannte; denn die in mykenischen Gräbern gefundenen Goldmasken zeigen einen Schnurrbart, und zwar ist derselbe an dem besterhaltenen


Fig. 50.



Altertümliche Barttracht.

Exemplare so behandelt, daß der Gebrauch einer haarsteifenden Pomade, sowie ein künstliches Beschneiden des Schnurrbartes angenommen werden muß.

Die Denkmäler lehren uns weiter, daß die Sitte, sich die Oberlippe zu rasieren, auch noch ziemlich weit in die folgenden Jahrhunderte hinein sich erhalten hat; doch ist sie nicht die ausschließlich herrschende, es kommt daneben auch voller Backen-, Kinn- und Schnurrbart vor. Daß man in jener Zeit, wo man für das Kopfhaar die künstlichen Frisuren ersann, auch der

Digitized by Google

Pflege des Bartes große Sorgfalt widmete, ist selbstverständlich; nicht nur, daß man ihn regelmäßig, und zwar meist in spitzer Keilform, verschnitt (vgl. Fig. 50), man schnitt auch an einzelnen Partieen, namentlich zwischen Unterlippe und Kinn, das Barthaar kurz, so daß die so behandelte Stelle sich wesentlich von dem Gelock des übrigen Bartes abhob; man kräuselte den Schnurrbart und drehte ihn im Bogen nach oben; ja wenn man den archaischen Denkmälern auch darin Glauben beimessen darf, so möchte man vermuten, daß sogar das Brenneisen nicht selten zur künstlichen Lockenordnung des Bartes hat dienen müssen. Eine ganz freie, allen Zwanges ledige und dabei doch maßvolle Barttracht tritt erst gleichzeitig mit der entsprechenden Behandlung des Kopfhaares in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts auf. Von da ab überließ man den Bart zwar nicht ganz seinem natürlichen Wachstum, verschnitt ihn vielmehr in einer dem Oval des Gesichts entsprechenden Form, anstatt der früher allgemeinen Keilform; wohl aber verzichtete man auf alle künstlichen Hilfsmittel, wie Pomaden, zierlichen Lockenfall u. dgl. Der Porträttypus des Perikles oder des Sophokles (oben Fig. 7) zeigt uns das schönste Beispiel einfacher und dabei edel großartiger Barttracht, während der Idealkopf des Zeus von Otricoli mit seinem künstlich geteilten Kinnbart trotz aller Großartigkeit der Behandlung sich doch bereits wieder von der klassischen Einfachheit der Epoche des Phidias entfernt.

Seit Alexander dem Großen und seinen Nachfolgern kommt das Rasieren des ganzen Gesichtes auf. Die Porträtbildungen lehren uns, daß namentlich bei älteren Männern, welche früher allgemein den Bart stehen zu lassen pflegten, es jetzt fast ausnahmslose Regel ist, sich den ganzen Bart abzunehmen; Aristoteles, Menander, Posidipp, die Fürsten der Diadochenperiode u. a. zeigen glattrasierte Gesichter. Jünglinge und Männer im besten Alter lassen freilich auch in jener Zeit noch oft den Bart stehen; ältere Männer und Greise aber nur, wenn sie durch einen möglichst langen und struppigen Bart sich als Anhänger

Digitized by Google

der kynischen Sekte bezeichnen wollten, denn der lange Bart blieb noch bis weit in die Kaiserzeit hinein das Kennzeichen des Philosophen.

Auch die Haartracht der Frauen ist mannigfachem Wechsel der Mode unterworfen gewesen. In welcher Weise in der homerischen Zeit das mit wohlriechenden Ölen und Pomaden, wovon die heroische Zeit überhaupt reichlich Gebrauch machte, behandelte Frauenhaar aufgebunden und angeordnet wurde, wissen wir nicht. Als Kopftracht wird namentlich eine Haube hervorgehoben und eine damit in Verbindung stehende geflochtene Binde; Helbig glaubt die gleiche Tracht in der Kopfbedeckung von Frauen in altetruskischen Gemälden wiederzufinden, bei der man eine hohe, trichterartige Haube und eine darüber gelegte Zeugbinde unterscheiden kann. Mag er nun damit Recht haben oder nicht, auf jeden Fall trägt die ganze Haaranordnung, wie sie uns Homer bei der Andromache beschreibt, durchaus orientalischen Charakter. Für die Folgezeit sind in Ermangelung einschlägiger Schriftquellen wiederum die Denkmäler unsere besten Führer. Sie zeigen uns, daß, wenn man absieht von Kopfputz und Schmuck, die Haartracht der Männer wie die der Frauen in der ältern Zeit wesentlich die gleiche war. Wir finden das lange, entweder frei aufgelöste oder in einzelnen Flechten auf den Rücken herabfallende Haar (vgl. Fig. 11 u. ff.) mit auf die Schultern fallenden Locken und den die Stirn umrahmenden kleinen Löckchen; wir finden den im Nacken aufgebundenen Schopf, ferner die oben besprochene Tracht des mehrfach zusammengebundenen, bandartig gelegten Haares (man vgl. auch den eigentümlichen Haarknoten in Fig. 11); wir treffen auch jenes Arrangement der mehrfach um den Kopf gelegten Doppelzöpfe, in welchen Schreiber den Krobylos erkennen will, obgleich dieser nur als männliche Haartracht uns genannt wird. Letztere Tracht findet sich sogar noch an den lieblichen Karyatiden des Erechtheions, doch da vielleicht nur als Reminiscenz alten Brauches, da ein Festhalten am Altertümlichen gerade bei diesen, hier gleichsam im Dienste

Digitized by Google

der Göttin stehenden Frauengestalten begreiflich ist; sonst aber gehen alle diese Haartrachten bei der Frauenwelt offenbar ebenso-wenig wie bei den Männern über das letzte Viertel des fünften Jahrhunderts hinaus.

Um die Mitte des fünften Jahrhunderts muß eine Zeit lang die Mode der bunten, den größten Teil des Haares bedeckenden Kopftücher sehr stark herrschend gewesen sein; so malte

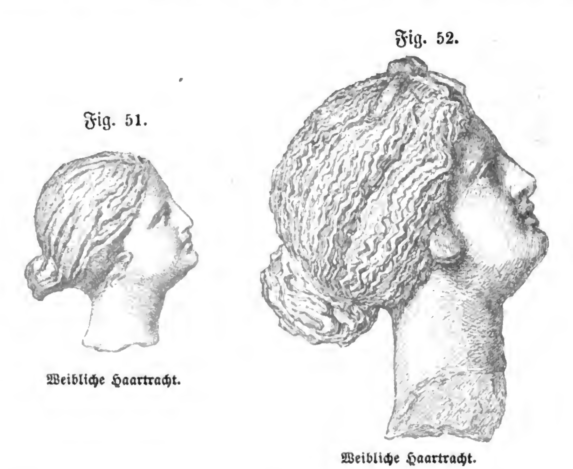


Fig. 51. Weibliche Haartracht.

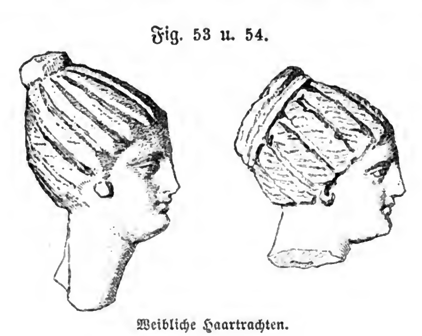
Fig. 52. Weibliche Haartracht.

Polygnot seine Frauen, und die gleiche Tracht finden wir in den Giebelfeldern von Olympia wieder, an einigen der Frauen-gestalten am Ostfries des Parthenons und in zahlreichen Vasen-gemälden jener Zeit, vgl. z. B. Fig. 17, wo das Kopftuch sogar zu einer in eine schleifenartige Spitze ausgehenden Haube geworden zu sein scheint. Zu der gleichen Zeit aber, da die Männer sich von jenen steifen Frisuren zu emanzipieren und ihr Haar kunstlos zu tragen beginnen, wird auch bei den Frauen eine einfach edle Haartracht immer allgemeiner: das Haar ist

Digitized by Google

meist in der Mitte gescheitelt, fällt sanft gewellt rechts und links herab und wallt hinten entweder frei über den Rücken oder wird am Hinterkopf aufgebunden resp. zum Knoten geschnürt (vgl. Fig. 20 u. 24). Letztere Tracht, die man meist heute noch als „griechischen Knoten" zu bezeichnen pflegt, bleibt auch für die Folgezeit die häufigste und schönste, mag nun der Knoten tief unten im Nacken angebracht sein, wie in Fig. 51 u. 52, was entschieden das anmutigste ist, oder etwas höher am Hinterkopf sitzen, wie in Fig. 53, wo das Haar aus dem Gesicht nach oben gekämmt ist, oder wie in Fig. 54, wo der Knoten

Fig. 53 u. 54.



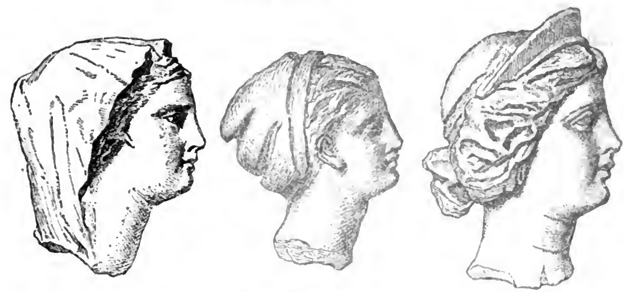
Weibliche Haartrachten.

zu einem mehr flachen Nest oder Haarkranz geworden ist. Als Schmuck von einfacher Art tritt häufig ein schmales Band oder Tänie hinzu, das ins Haar hinein geflochten oder um Haar und Stirn gelegt wird; vgl. Fig. 16, 20, 24 u. 52. Auch Kopftücher bleiben noch späterhin beliebt; teils so umgelegt, daß sie das ganze Haar bis auf einige Partieen des Scheitels bedecken, wie in Fig. 55 u. 56, teils nur um einen Teil des Haares gebunden, so daß der Schopf am Hinterkopf darunter zum Vorschein kommt, wie in Fig. 25. Dazu kam dann noch mannigfaltiger Metallschmuck, welcher, sei es zur Befestigung, sei es bloß zur Zierde, ins Haar gesteckt wurde: Goldreifen oder

Digitized by Google

Diademe, wie z. B. in Fig. 57, Nadeln u. a. m.; ich kann hierfür auf die in der Geschichte des Kunstgewerbes gegebene Darstellung verweisen (II, 187 ff.). Aus dem gleichen Grunde dürfen wir an dieser Stelle auf eine eingehende Darstellung der von Männern und Frauen getragenen Schmucksachen verzichten Auch bei diesen ergiebt eine nähere Betrachtung, daß das Zeit-

Fig. 55, 56 u. 57.



Weibliche Haartrachten.

alter des Perikles und die darauf folgende Epoche es ist, wo Stil und Technik sich zur höchsten Vollendung und künstlerischen Schönheit aufschwingen. Kleidung, Haartracht und Schmuck, alles wirkt harmonisch zusammen, um uns die Menschen jenes Zeitalters in einem Äußern erscheinen zu lassen, welches den Vorstellungen, die die Leistungen jener Epoche in Poesie und Kunst in uns hervorrufen, im vollen Maße entspricht.

Digitized by Google

II.

Geburt und erste Kindheit.*)

Versetzen wir uns im Geiste in das Haus eines athenischen Bürgers der besseren Stände. Er ist ein vermögender Mann, welcher nicht nur sein bequemes, obschon einfach und bescheiden ausgestattetes Haus in der Stadt und draußen vor dem Thore von Sklaven bewirtschaftete Ländereien besitzt, sondern auch von Kapitalien, die er auf Handelsschiffe ausgeliehen, und durch zahlreiche Sklaven, welche in Fabriken gegen Taglohn arbeiten, erkleckliche Zinsen bezieht. So behaglich aber der Mann sich sein Leben zu gestalten in der Lage ist, so verkümmerte ihm doch bisher eine Sorge die rechte Lebensfreude: schon seit mehreren Jahren vermählt hat er doch bisher noch keinen Erben für seine Besitztümer von seiner Gattin geschenkt erhalten. Ein Töchterchen zwar wächst im Hause zur Freude der Eltern heran; aber das vermochte doch nicht den Vater über die schmerzliche Aussicht zu trösten, dereinst den von den Vätern ererbten und durch eigenen Fleiß und Sparsamkeit vermehrten Besitz in die Hände eines fremden Geschlechts übergehen zu sehen.

Heut aber ist Freude und Jubel in das Haus des Mannes eingekehrt: seine Gemahlin hat ihm den lange ersehnten Sohn und Erben geboren. Die Nachbarn, welche kurz vorher die in der Stadt wohlbekannte Hebamme hatten in das Haus gehen sehen, waren neugierig, in welcher Weise nun wohl die Hausthür geschmückt werden würde: ob wiederum, wie schon einmal, Wollenbinden die Geburt einer Tochter, oder vielmehr der fröhliche Kranz aus Ölzweigen das Erscheinen eines Knaben und Erben verkündigen würde. Während nun draußen Sklaven die Thür festlich

*) Vgl. H. v. Swiecicki, Die Pflege der Kinder bei den Griechen. Breslau 1877.

Digitized by Google

bekränzen, beginnt drinnen im Hause die erste Sorge um den Neugebornen. Glückselig lächelnd schaut die junge Mutter von ihrem Lager aus zu, wie Hebamme und Dienerinnen eifrig beschäftigt sind, dem Kleinen das reinigende Bad zu bereiten, für welches nur laues Wasser und feines Öl genommen wird; denn der lakonische Brauch, Wein dem ersten Bade des Kindes zuzusetzen, ist in Athen unbekannt. Dafür wird der Kleine nach dem Bade wärmer gebettet, als ihm, wenn er in der Stadt der Abhärtung zur Welt gekommen wäre, zu Teil geworden wäre. Zwar beabsichtigt der Vater, so bald als möglich auch für seinen Sprößling eine jener berühmten Kinderwärterinnen aus Lakedaemon, welche wegen ihrer glücklichen Hand in der Kindererziehung bekannt und geschätzt sind, sich kommen zu lassen; aber er trägt doch Bedenken, schon in diesem zarten Alter mit dem Abhärtungs-System zu beginnen und nach spartanischer Erziehungsmethode das Kindchen ohne die warmhaltenden Windeln aufzuziehen. So wird denn der Kleine sorgsam in umfangreiche Binden gehüllt, und zwar so, daß auch die Arme fest darein eingewickelt werden und nur das kleine Köpfchen noch daraus hervorschaut, wie es uns Fig. 58 zeigt. Die alten Ärzte schreiben für das neugeborene Kind weiche Wollenbinden von drei Finger Breite vor, und für das Wickeln selbst, daß man mit den Händen beginne, dann die Brust, zuletzt die unteren Extremitäten, jeden Teil einzeln einwickele, aber nur am Knie und den Fußwurzeln fest, sonst locker; auch der Kopf soll umhüllt werden, und schließlich bekommt der ganze Körper noch eine andere Bedeckung. Wenn die modernen Ärzte behaupten, daß solche Einwickelung dem Kinde schaden, die Entwickelung der Organe hemmen mußte, so vergessen sie, daß die Griechen Jahrhunderte lang ihre Kinder so behandelt haben und dabei doch eine kräftige Nation gewesen sind. Daß aber die Kinder sogar die beiden ersten Lebensjahre so gewickelt wurden, wie man aus einer Stelle des Plato entnehmen will, ist ganz undenkbar, da es nicht nur seltsam, sondern sogar gesundheitsschädlich gewesen wäre; jedenfalls handelt es sich dabei nur um das für diese ersten Jahre

Fig. 58.



Grabrelief mit Wickelkind.

Digitized by Google

empfohlene Beibehalten einer diesem Alter angemessenen Umhüllung anstatt der von da ab eintretenden Kinderkleidung. Wenn ein Arzt aus der Kaiserzeit die Zeit nach Vollendung des vierten Monats für die allmählich vorzunehmende Entfernung der Windeln empfiehlt, so wird das wohl auch griechischer Brauch gewesen sein. Von den weichen Kissen unserer Kinder-Tragbettchen scheint freilich das Altertum nichts zu wissen; doch erhält auch der kleine Athener seine Wiege, nur daß dieselbe nicht, gleich der unsrigen, auf Bogenhölzern am Boden steht (solche Wiegen werden erst in römischer Zeit erwähnt und scheinen im klassischen Zeitalter unbekannt gewesen zu sein), sondern dieselbe war eine Art aus Ruthen geflochtener Mulde oder Schwinge, welche wie eine Hängematte in Stricken hing und so in schaukelnde Bewegung versetzt werden konnte. In eigentümlicher Gestaltung erscheint die Wiege, in welcher sich auf dem Fig. 59 abgebildeten Vasenbilde der freilich schon etwas knabenhaft gebildete Hermes befindet: sie hat ganz die Form eines Schuhes. Daß auch diese zum Schaukeln bestimmt war, darauf deuten die an den Seiten angebrachten Handhaben hin, an welchen vermutlich Stricke befestigt wurden. Eine andere Art eines Kinderbettchens zeigt Fig. 60: es ist das ein auf Rollen gehendes Bett, welches also ähnlich benutzt werden konnte, wie die bei uns gebräuchlichen Kinder-Stubenwagen.

Fig. 59.



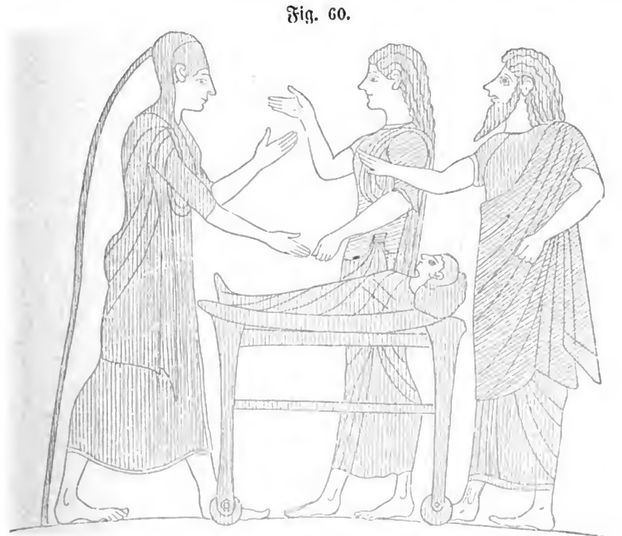
Hermes in der Wiege.

Während nun die junge Mutter ihrem Neugebornen zum ersten male die Brust reicht (wie es uns eine griechische Terracotta Fig. 61 zeigt) und glücklich darüber ist, daß sie nicht, gleich zahlreichen anderen Frauen, genötigt ist, eine Amme zur Ernährung des Kindes zu nehmen (— bereits hatte sich für den Fall, daß die Mutter selbst hierzu nicht imstande wäre oder sich zufällig unter den zahlreichen Sklavinnen des reichen Hauses keine finden sollte, welche in der Lage wäre, dem Kinde der Hausherrin neben dem ihrigen die Brust zu reichen, eine arme Bürgerfrau aus der

Digitized by Google

Nachbarschaft gegen den üblichen Lohn dazu erboten —), läßt sich der Gemahl an ihrem Lager nieder und beide Gatten besprechen gemeinschaftlich die Schritte, welche demnächst zu geschehen haben. Ein Punkt, welcher unter Umständen nicht immer ganz glatt erledigt wird, macht hier weiter keine Schwierigkeiten: die Anerkennung des Kindes als eines legitimen Sprossen. Da

Fig. 60.



Kinderbett, auf Rollen gehend.

der Knabe gesund und kräftig ist, kann auch nicht die Rede davon sein, denselben etwa nach jener barbarischen Sitte, welche in Athen nur noch selten zur Anwendung kommt, in Sparta freilich noch häufig genug ausgeübt wird, zur Aussetzung zu bestimmen. Selbst wenn es abermals eine Tochter gewesen wäre, hätte sich der mild gesinnte Herr des Hauses nicht zu diesem

Digitized by Google

harten Schritte entschlossen, obgleich ihm derselbe in diesem Falle nur von wenigen seiner Mitbürger verdacht worden wäre. Wohl aber berät nun das Elternpaar, auf welchen Tag man das Familienfest zur Begrüßung und gleichsam religiösen Weihe des Neugebornen, die sogenannten Amphidromien, festsetzen und welchen Namen man dem Kinde geben wolle. Als Termin für ersteres bestimmt man den zehnten Tag nach der Entbindung. Zwar wählen viele Ältern schon den fünften Tag nach der Geburt hierfür und begehen dann am zehnten Tage noch einmal mit reichlichem Mahl und Opfern das freudige Ereignis, und nur weniger Bemittelte pflegen es bei einer einzigen Feier bewenden zu lassen; aber wenn auch die Mittel in diesem Falle recht gut das Doppelfest gestatten würden, so beschließt man doch, da die junge Mutter sich gern selbst beim Amphidromienfest beteiligen möchte, sich mit einer einzigen Feier zu begnügen und diese nach zehn Tagen, wenn die Wöchnerin wieder ihr Lager verlassen, vorzunehmen. Für den Knaben aber bestimmt man nach altem, in der Familie geheiligten Brauche den Namen seines Großvaters von väterlicher Seite.

Fig. 61.



Mutter, dem Kinde die Brust reichend.

Wenn der festgesetzte Tag erschienen und das Haus festlich mit Kränzen geschmückt ist, kommen schon früh die Boten von Verwandten und Freunden und bringen für Wöchnerin und Kind allerlei Geschenke. Ersterer kommen namentlich bei dem am gleichen Tage zu veranstaltenden Gastmahle die mancherlei ihr überschickten Eßwaren, zumal frische Fische, Polypen und Sepien, trefflich zu statten; der Kleine aber erhält allerlei Andenken, besonders Amulette als Schutzmittel gegen die Bezauberung durch den bösen Blick. Denn so ein unschuldiges kleines Wesen ist nach weitverbreitetem Aberglauben dem Einfluß bösen Zaubers ganz besonders ausgesetzt; darum nimmt auch die alte Sklavin, welcher die Ältern die Pflege des Kindes anvertraut haben, aus den verschiedentlichen Geschenken eine ihr als Gegenzauber besonders wirksam erscheinende Halskette, an der allerlei zierlich gearbeitete Sächelchen in Gold und Silber hängen, wie ein Halbmond, ein Paar Hände, ein kleines Schwert, ein Ferkelchen und was sonst noch der Volksglaube zum Amulett stempeln mochte, und hängt dasselbe dem Kinde um den Hals.

Die Feier selbst wird durch ein Opfer eingeleitet; dann erfolgt jene feierliche Handlung, durch welche Mutter und Kind, die nach antikem Glauben durch den Akt der Geburt eben so als unrein zu betrachten sind, wie alle, welche mit der Wöchnerin in Berührung gekommen, gereinigt oder entsühnt werden. Dieser Teil der Feier sind die eigentlichen „Amphidromien" (wörtlich „das Herumlaufen"): die Hebamme nimmt nämlich das Kind auf die Arme und trägt es, während die Mutter und wer mit dieser während des Wochenbettes in Berührung gekommen, hinter ihr drein gehen, mehrmals um den freistehenden Herd des Hauses, der nach altem Herkommen den geheiligten Mittelpunkt der Wohnung repräsentiert, herum. Vielleicht kommt auch noch Besprengung mit dem reinigenden Weihwasser hinzu. Zur Stunde der Mahlzeit finden sich dann die Verwandten und Freunde des Hauses zahlreich ein; in ihrer Gegenwart verkündigt der Vater, welchen Namen er dem Kinde zu geben beschlossen habe. Hier-

Digitized by Google

auf läßt man sich nieder und nimmt gemeinschaftlich mit den sonst den Mahlzeiten der Männer fernbleibenden Frauen ein reichliches Mahl ein, bei welchem namentlich als stehende Gerichte die gebratenen Käseschnitten und Rettig mit Öl angemacht eine Rolle spielen, daneben aber auch treffliche Fleischspeisen, wie fette Lammsbrust, Drosseln, Tauben und sonstige Leckerbissen, abgesehen von den besonders beliebten Tintenfischen, nicht fehlen. Auch dem Wein wird tüchtig zugesprochen und bei dieser Gelegenheit der Bacchusgabe weniger Wasser beigemischt, als man sonst zu thun pflegt. Spiel und Tanz schließen sich dem Gelage an, und erst spät in der Nacht tritt man den Heimweg an.

Die ersten Lebensjahre verbringt nun das Knäblein in der Kinderstube, in welcher es nicht viel anders herging, als bei uns heutzutage. Für diese Zeit stehen Knaben und Mädchen in gleicher Weise ganz unter der Obhut der Mutter und der Kinderwärterin oder, wenn eine solche da ist, der Amme. Wenn dann unruhige Nächte kommen, wo der Kleine nicht einschlafen will, so nimmt ihn die athenische Mutter ebenso wie die moderne in die Arme, trägt ihn schaukelnd in der Stube auf und ab und singt ihm dazu ein Schlummerliedchen, etwa wie es bei Theokrit Alkmene ihren Kindern vorsingt:

„Schlaft, meine Kleinen, in süßem und wiedererwachendem Schlummer,
schlaft, meine Seelchen, ihr Brüderchen beid', meine munteren Kinder;
ruhet in seligem Frieden und selig erblicket das Frührot".

Zur Nachtzeit brannte in der Kinderstube ein Lämpchen; auch kam es wohl vor, daß, während sonst gewöhnlich in kleineren Häusern im Unterstock die Männerwohnung war, im obern aber die Frauen mit den Kindern wohnten, für die erste Zeit nach dem Wochenbett die Frauen nach den unteren Gemächern übersiedelten, schon um dem sowohl für die Wöchnerin als für das Kind so notwendigen Badezimmer nahe zu sein. Die Kinder wurden in den ersten Lebensjahren täglich, später alle drei bis vier Tage, lau gebadet, was viele Mütter allerdings bis zu

Digitized by Google

dreimaligem Baden am Tage übertrieben. Sollte das Kind von der Muttermilch entwöhnt werden, so begann man zunächst mit einem, an Stelle des den Alten unbekannten Zuckers mit Honig versüßten Brei, um dann allmählich zu fester Nahrung überzugehen; und bevor das Kind hinlänglich Zähne hatte, um letztere selbst zermalmen zu können, bestand die freilich sehr häßliche Sitte, daß die Wärterin ihm die Nahrung vorkaute. Noch andere Interna der griechischen Kinderstube erfahren wir aus Aristophanes, der uns sogar die Naturlaute überliefert hat, mit welchen das athenische Kind, bevor es zu sprechen gelernt hatte, seine verschiedenen, auf Befriedigung leiblicher Bedürfnisse gerichteten Wünsche zu erkennen zu geben pflegte.

Vorrichtungen zum Laufenlernen scheinen nicht bestanden zu haben; aus der Kaiserzeit werden allerdings mit Rädern versehene Körbe (sog. Laufkörbe) erwähnt. Man hatte es damit offenbar nicht sehr eilig; in den ersten Jahren trugen die Wärterinnen die Kinder fleißig hinaus in das Feld oder brachten es zu Verwandten auf Besuch oder in irgend einen Tempel; dann ließ man es lustig auf der Erde herumkriechen, wie wir auf zahlreichen Vasenbildern kleiner Thongefäße die Kinder zu irgend welchem Tisch mit Eßwaaren oder zu ihrem Spielzeug auf allen Vieren kriechen sehen; man vgl. auch die in Fig. 62 abgebildete Grabstele, auf der ein Kind zur Mutter herangekrochen ist und sich aufzurichten strebt. Wenn das Kind seine ersten Laufversuche machte, achteten umsichtige Wärterinnen wohl darauf, daß anfangs die noch schwachen Beinchen nicht zu stark angestrengt würden und infolge dessen etwa verkrummten, obgleich Plato wohl etwas zu weit geht, wenn er diese Fürsorge bis zum vollendeten dritten Jahre ausdehnen will und bis dahin das Tragen der Kinder auf dem Arm der Wärterinnen empfiehlt. — Wenig Umstände machte in diesen ersten Lebensjahren die Kleidung der Kinder. Wenigstens die Knaben liefen im Hause jedenfalls in der warmen Jahreszeit meist ganz nackt herum oder bloß mit einem kurzen, die Brust offen lassenden Jäckchen

Digitized by Google

Fig. 62.

Mutter und Kind. Grabrelief in Athen.

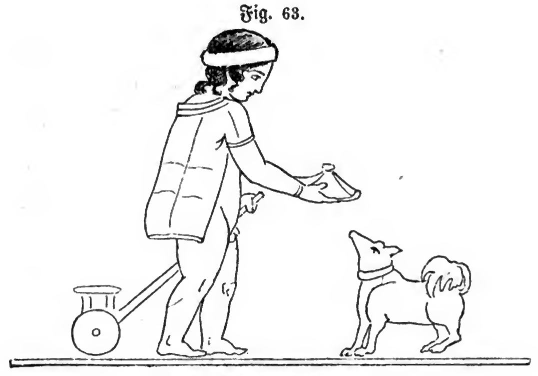


Digitized by Google

bekleidet, wie der sein Wägelchen nach sich ziehende Knabe in Fig. 63; die Mädchen dagegen erhielten lange Kleidchen, die bis zu den Füßen reichten und durch zwei auf der Brust und Rücken sich kreuzende Bänder gehalten wurden.

Ungezogene Kinder wurden ähnlich, wie heutzutage noch vielfach geschieht, durch drohen mit Schreckgestalten zum Gehorsam oder zur Ruhe gebracht; nur sind es eigentümlicher Weise bei den Griechen nicht, wie bei uns, männliche Ungetüme, deren man sich hierfür bedient, wie etwa unser „schwarzer Mann" oder

Fig. 63.



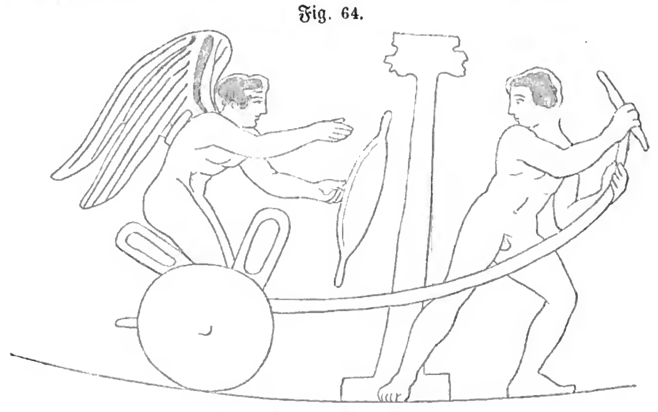
Knabe mit Wägelchen und Hund.

dgl., sondern weibliche, medusenhaft oder hexenartig gedachte Wesen: die Akko, die Mormo, die Lamia, die Empusa u. s. w. Es heißt wohl auch, wie bei uns mit dem „Wauwau" gedroht wird: „Das Pferd beißt dich!" wenn das Kind durchaus nicht in der Stube bleiben will. — Mütter und Ammen pflegten sodann den Kindern allerlei Märlein und Geschichtchen zu erzählen; namentlich waren die äsopischen Fabeln hierfür beliebt, kleine Erzählungen aus der Mythologie oder sonst abenteuerliche Geschichten, welche oft, wie auch unsere Märchen, mit der bekann-

Digitized by Google

ten Wendung „es war einmal" anfingen. Unter den vielen hochpoetischen Sagen, welche die Götterlehre und Heroensage der Alten aufzuweisen haben, lief da freilich auch manches sittlich und ästhetisch Bedenkliche mit unter; und nicht umsonst machen die Philosophen auf die Gefahr aufmerksam, welche in dieser der empfänglichen Kinderseele schon so frühzeitig zugeführten geistigen Nahrung häufig genug liegen mochte, obschon dieselbe sicherlich geringer war, als die in unsern modernen Kinderbüchern nach Art von „Max und Moritz" liegende.

Fig. 64.



Kinderwägelchen.

Auch Spielzeug*) von mancherlei Art fehlte den griechischen Kindern nicht, wenn auch freilich der oft raffinierte Luxus, zu welchem es die Gegenwart hierin gebracht hat, dem Altertum fremd war. Uralt ist die Klapper oder Rassel, meist

*) Über Spielzeug und Kinderspiele handelt eingehend, aber ungenügend das Buch von Becq de Fouquières, Les jeux des anciens. Paris 1869; über Knabenspiele gründlich Grasberger, Erziehung und Unterricht im klassisch Altert. Teil I Abteil. 1. Würzburg 1864.

Digitized by Google

ein mit Steinchen gefülltes Metall- oder Thongefäß, bisweilen in menschlicher Form, sowie sonstige wesentlich Lärm machende Instrumente, mit denen nicht bloß die Kinder selbst spielten, sondern deren sich auch die Ammen bedienten, um den Kleinen damit etwas vorzumachen, obgleich darüber Klage geführt wird, daß unvernünftige Wärterinnen die Kinder gerade dadurch nicht selten am Einschlafen verhinderten. Demnächst ist besonders beliebt und auf Darstellungen sehr häufig in Kinderhänden zu erblicken ein kleines zweirädriges Wägelchen (vgl. oben Fig. 63) oder auch ein bloßes, der Solidität wegen speichenloses, als

Fig. 65.



Kind mit Hundegespann.

massive Scheibe gebildetes Rad an langer Deichsel, ein billiges Spielzeug, welches man schon um einen Obolen (etwa 13 Pfennig) erstehen konnte. Daneben kommen auch größere Wagen als Spielzeug vor, an welche sich die Kinder selbst vorspannen, um Geschwister oder Kameraden darin herumzufahren, wie wir das in Fig. 64 sehen, oder die allenfalls auch mit zahmen Haushunden oder Ziegenböcken bespannt wurden, daß es in lustigem Trab und Peitschenknall dahin ging; vgl. Fig. 65. Dagegen scheint der Brauch, Kinder im Wagen von den Wärterinnen auf der Straße fahren zu lassen, unbekannt gewesen zu sein; doch werden

Digitized by Google

Fig. 66.



Gliederpuppe.

Kinderwagen, in denen die Ammen die Kinder in der Stube herumfahren, bei den alten Ärzten erwähnt (s. oben Fig. 60).

Die kleinen Mädchen beschäftigten sich gern mit allerlei kleinen Thongefäßen, Töpfchen und Schüsselchen, mit denen sie ebenso wie unsere weibliche Jugend ihre ersten Kochversuche anstellen mochten und deren nicht wenige in Gräbern gefunden werden. Noch beliebter aber sind auch im Altertum schon die Puppen, teils aus Wachs, teils aus Thon gefertigt und bunt bemalt, nicht selten mit beweglichen Gliedern, wie die Fig. 66 abgebildete, mit Kleidern zum An- und Ausziehen versehen und alle möglichen Götter, Heroen oder sterbliche Persönlichkeiten vorstellend; auch Puppenbetten fehlten nicht. Wenn auch wohl Knaben bisweilen mit solchen Thonfigurchen spielen mochten oder sich auch selbst aus Lehm oder Wachs dergleichen kneteten, so begegnen wir denselben doch vorzugsweise in den Händen der Mädchen, welche daran noch weit über

Digitized by Google

das erste Kindesalter hinaus ihre Freude zu haben pflegten; ja es war, da die griechischen Jungfrauen meist schon sehr früh

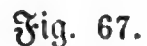


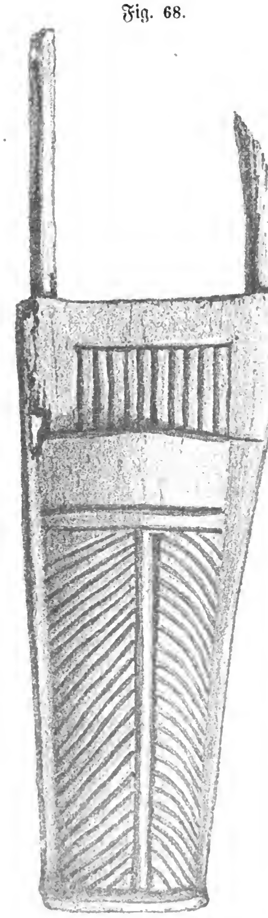
Fig. 67.

Knabe mit Reifen.

heirateten, nichts ungewöhnliches, daß sie bis unmittelbar vor ihrer Hochzeit mit Puppen spielten und kurz vorher die nicht mehr gebrauchten Lieblinge nebst deren ganzer Garderobe in

Digitized by Google

Fig. 68.



Köcher als Kinderspielzeug.

irgend einen Tempel der jungfräulichen Artemis als fromme Stiftung weihten.

Die Knaben aber ergötzten sich an anderen, der männlichen Natur und dem wilderen Sinn mehr zusagenden Dingen. Ganz wie unsere Jugend trieben sie mit der Peitsche den buxbaumenen Kreisel und riefen dazu ihr lustiges „Dreh dich, dreh dich, bleib nicht stehn!“ oder noch lieber schlugen sie mit einem Stabe den mit klingenden Schellen oder Ringen versehenen eisernen Reifen: dieser blieb sogar bis zum Epheben- oder Jünglingsalter eins der liebsten Spielzeuge, das wir besonders auf Vasenbildern ungemein häufig in der Hand schon recht hoch aufgeschossener Burschen finden, vgl. Fig. 67. Daß auch kleine Nachahmungen von Kriegswaffen, Schwerter, Schilde u. dgl. nicht fehlten, darf als selbstverständlich gelten, wenn es auch nicht gerade direkt überliefert ist; ein kleiner Köcher, welcher kaum eine andere Bestimmung gehabt haben kann, hat sich noch erhalten, s. Fig 68. Geschickte Knaben machten sich auch ihr Spielzeug allein, schnitz-

Digitized by Google

ten sich aus Holz oder Leder kleine Wagen und Schiffe, Frösche und andere Tiere aus Granatenschalen u. dgl. m. Daß unser Steckenpferd den Alten nicht unbekannt war, zeigt uns die hübsche Anekdote vom Agesilaos, welcher einst von einem Besucher dabei überrascht wurde, wie er fröhlich mit seinen Kindern spielend auf dem Steckenpferd herumritt; wie es heißt, bat er den Freund, nicht eher anderweitig von der Situation, in der er den rauhen

Fig. 69.



Mädchen, einen Drachen steigen lassend.

Feldherrn angetroffen, zu erzählen, als bis er selbst einmal Kinder haben würde. — Daß sogar das Vergnügen des Drachen-steigenlassens bekannt war, zeigt uns das Fig. 69 abgebildete, zwar flüchtig gezeichnete, aber immerhin den Vorgang deutlich erkennen lassende Vasenbild.

Auch kannte man bereits die heute noch als Kinderspiel beliebten, an einer Schnur, die sich auf- und abrollt, sich drehenden

Digitized by Google

Rädchen (früher bei uns „Joujou“ genannt und vor hundert Jahren sogar fashionables Spielzeug der sog. „Incroyables“); was wir in der Hand des Knaben in Fig. 70 erblicken, kann schwerlich etwas anderes sein. Es war das ein Spiel, woran auch Erwachsene bisweilen noch Vergnügen fanden. Auf unteritalischen Vasen findet man häufig in der Hand das Eros oder

Fig. 70.



Knabe mit Drehrädchen.

von Frauen ein mit zierlich ausgezacktem Rand und mit Speichen versehenes Rädchen, welches an einem langen Bande in der Weise befestigt ist, daß man, wenn letzteres mit beiden Händen bald straff gezogen, bald gelockert wird, das Rädchen in wirbelnde Bewegung versetzen kann; vgl. Fig. 71. Es ist freilich wahrscheinlich, daß es sich bei Erwachsenen da nicht immer um

Digitized by Google

ein bloßes Spielzeug handelt, sondern daß damit das oft erwähnte Zauberrädchen gemeint ist, welches beim Liebeszauber eine Rolle spielte, die wir aber nicht genau kennen.

Fig. 71.



Frau mit Drehrädchen.

Als eines bei Jung und Alt gleich beliebten Vergnügens haben wir auch der Schaukel zu gedenken; dieselbe war ganz wie bei uns eingerichtet, daß man entweder auf dem bloßen Strick, indem man sich mit beiden Händen oben an demselben festhielt, schaukelte oder zum Sitz einen bequemen, in Stricken hängenden Stuhl hatte, vgl. Fig. 72. Das war ein lustiges Spiel, dessen sich namentlich auch die erwachsenen Frauen noch gern erfreuten; ebenso wie die Brett- oder Wippschaukel, bei der zwei Personen sich gegenseitig auf und niederschwingen, auch von älteren Mädchen noch benutzt wurde, vgl. Fig. 73. Mitunter nahm wohl die Mutter oder die ältere Schwester das Bübchen am Arm und ließ es munter auf ihrem Fuße balancieren, wie es hier in Fig. 74 das Mädchen mit dem Eros thut; und wie in einer bekannten schönen Statue des kleinen

Digitized by Google

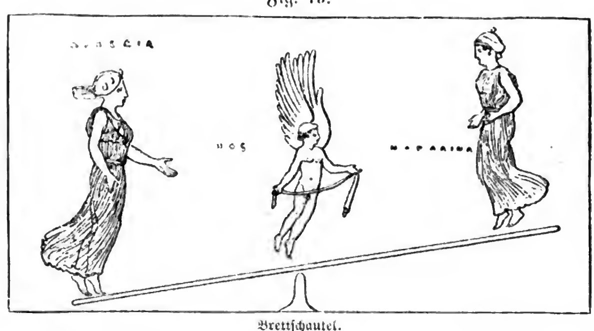
Dionysos lustig auf den Schultern eines kräftigen Satyrn ein-hergetragen wird, so ließ wohl auch mancher griechische Familien-vater sein Söhnchen auf seinen Schultern galoppieren.

Fig. 72.



Kinderschaukel.

Fig. 73.



Brettschaukel.

Kaum bedarf es der Erwähnung, daß der damaligen Jugend auch alle jene Spiele bekannt waren, welche ohne jede Hilfs-mittel beim geselligen Beisammensein von Kindern sich leicht von selbst ergeben. All die mannigfaltigen Lauf-, Fang- und Versteck-

Digitized by Google

spiele, Plumpsack, Blindekuh u. s. w., womit sich unsere heutige Jugend noch heute ergötzt, wurden zum Teil ganz eben so schon im alten Griechenland gespielt, nicht minder als die in reicher Abwechslung sich ergebenden Spiele mit Bällen, Bohnen, Steinchen, Münzen u. dgl. Das Ballspiel gehörte noch zur Unter-

Fig. 74.



Wippen auf dem Fuße.

haltung der Jünglinge und Männer; ebenso sind manche der zu den letztgenannten Arten gehörigen Spiele, die zum Teil schon mehr den Charakter von Glücks-, als von Geschicklichkeitsspielen tragen, in noch höherem Grade bei den Erwachsenen als Erholung beliebt gewesen, wie das ganz besonders von den Astragalen- und Würfelspielen gilt, deren wir deshalb erst in einem

Digitized by Google

späteren Abschnitt gelegentlich der geselligen Unterhaltungen eingehender gedenken wollen.

So verbringt denn unser junger Athener bei lustigem Spiel mit Kameraden und unter der sorgsamen Pflege der Mutter seine erste Lebenszeit. Während der ersten sechs Jahre ist die Kinderstube, wo Knaben und Mädchen gemeinschaftlich sich aufhalten, seine Welt, wenn er auch bisweilen draußen auf der Gasse sich mit Altersgenossen herumtreiben darf; noch wird er nicht mit Lernen geplagt, und wenn auch bei Widerspenstigkeit oder sonst ungezogenem Betragen die Mutter gelegentlich wohl einmal zur Sandale greift, um damit den Sprößling kurzer Hand abzustrafen, so ist doch in einer Familie, in der der richtige Sinn herrscht, eine wohlthätige Mischung von strengem Ernst und nachsichtiger Milde der Grundcharakter der Erziehung in diesem ersten zarten Alter. Freilich kommt es auch bisweilen vor, daß der Vater sich gar nicht um die Erziehung der Kinder kümmert und dieselbe ganz der Frau, welcher nicht selten die geistige Befähigung dafür gänzlich abgeht, oder gar den Sklavinnen überläßt; da kommt denn freilich ebenso wenig etwas Ersprießliches heraus, wie wenn die Mama, gleich der Mutter des Pheidippides in Aristophanes' Wolken, schon von früh an mit ihrem Söhnchen zu hoch hinaus will und dasselbe in steter Opposition mit dem das Beste wollenden, aber zu schwachem Vater, arg verzieht. Nehmen wir an, daß der Knabe, dessen Eintritt ins Leben wir oben geschildert haben, von solchen nachteiligen Einflüssen frei bleibt und gesund an Leib und Seele mit dem siebenten Lebensjahre aus den Händen der Mutter in die übergeht, durch welche ihm nunmehr seine geistige und körperliche Ausbildung zu teil werden soll.

Digitized by Google

III.

Erziehung und Unterricht.*)

Wie auf so vielen anderen Gebieten des Lebens, so macht sich auch namentlich auf dem, welches wir im folgenden zu behandeln haben, ein starker Unterschied geltend zwischen dorischen und ionischen Staaten. Während in letzteren die Erziehung und der Unterricht der heranwachsenden männlichen Jugend durchaus Privatsache der Eltern war und der Staat über die bestehenden Schulen sich höchstens ein allgemeines Aufsichtsrecht, das aber mehr kontrollierend als gesetzgebend war, wahrte, gehört in den dorischen Staaten und vornehmlich in Lakedämon, dessen Institutionen nach dieser Seite wir am genauesten kennen, der Knabe nicht mehr der Familie, sondern dem Staate an, welcher fortan die Sorge für sein leibliches und geistiges Wohl übernimmt.

Vom siebenten Jahre ab kam in Sparta der Knabe aus dem elterlichen Hause und lebte nunmehr zusammen mit seinen Altersgenossen, deren Beschäftigung und Lebensweise nach bestimmten Vorschriften geregelt war. Die gesamte männliche Jugend war in Rotten, welche sich nach den Altersstufen zusammensetzten, eingeteilt, mehrere Rotten wiederum zu einer Schar vereinigt. An der Spitze jeder Rotte, wie jeder Schar stand ein Vorsteher, welcher aus den dem Knabenalter entwachsenen Jünglingen gewählt wurde; er hatte die Aufgabe, die Beschäftigungen und Übungen der unter seiner Aufsicht stehenden Knaben zu leiten, auch als Vorturner ihnen mit Hilfe und Beispiel bei den gymnastischen Übungen beizustehen. Die Sorge für das gesamte Erziehungswesen lag in der Hand des Pädonomen,

*) Neuestes Hauptwerk: L. Grasberger, Erziehung und Unterricht im klassischen Altertum. Würzburg 1864—1881. Kürzer J. L. Ussing, Erziehung und Jugendunterricht bei den Griechen und Römern. Berlin 1885

Digitized by Google

welcher zwar eine Aufsichtsbehörde über sich hatte, die Bidyer, sonst aber wohl ziemlich unumschränkte Gewalt in seinem Amte ausübte und namentlich auch berechtigt war, durch die ihm untergebenen „Mastigophoren“ (Geißelträger) Disziplinarstrafen für Ungehorsam oder sonstige Vergehen ausführen zu lassen. In seiner für die Kraft eines einzigen Mannes uns fast zu groß erscheinenden Aufgabe fand er aber außerdem reichlich Unterstützung, da jeder Spartaner nicht bloß dazu berechtigt war, sondern es sogar gewissermaßen für seine Pflicht ansah, bei den Übungen der Knaben selbst belehrend, ermunternd und nach Umständen auch strafend mit einzugreifen. Denn jeder spartanische Bürger durfte gewissermaßen väterliche Rechte gegen jeden Knaben ausüben und wurde auch von jedem Knaben hinwiederum einem wirklichen Vater gleichgeachtet. Gehorsam gegen Ältere, ein bescheidenes und ehrbares Benehmen lernten die spartanischen Knaben schon von früh auf und unterschieden sich dadurch vorteilhaft von der etwas vorlauten und ungezogenen attischen Jugend. Die ganze Erziehung ging freilich vornehmlich auf Abhärtung des Körpers und Erreichung möglichster körperlicher Gewandtheit hinaus. Wie die Knaben in ihrer Tracht nur das allernotwendigste erhielten, vom zwölften Jahre ab sogar im Winter nur im bloßen Oberkleid gehen mußten, so war auch sonst ihre Lebensweise auf das strengste eingerichtet, und nicht umsonst sprechen wir noch heute von spartanischer Erziehungsmethode. Nahrung gab es nur gerade zur Notdurft, wenn die Knaben auch oft zu den Mahlzeiten der Männer mitgenommen wurden: waren doch auch diese nichts weniger als üppig. Als Lager diente Heu oder Stroh, vom fünfzehnten Jahre ab Schilf oder Rohr, welches sie sich selbst vom Eurotas holen mußten; Abhärtung gegen körperlichen Schmerz wurde sogar noch in späterer Zeit, als man in manchen Dingen bereits von der alten Strenge der sogen. lykurgischen Gesetze abgegangen war, auf eine uns geradezu barbarisch erscheinende Art hervorzubringen gesucht.

Digitized by Google

Diesen Grundsätzen entsprach denn auch das spartanische **Unterrichtswesen**. Von Ausbildung des Geistes war wenig die Rede; dieselbe fiel auch nicht der öffentlichen Sorge anheim, sondern war reine Privatsache. Wer lesen und schreiben lernen wollte, der fand dazu natürlich Gelegenheit, aber nicht in den vom Staate geschaffenen Anstalten: wenigstens wird davon nie etwas erwähnt. Lernen mochten es wohl die meisten Spartaner: aber auch nicht viel darüber hinaus. Nur etwas Rechnen pflegte noch hinzuzukommen, da man auf dasselbe, namentlich auf das Kopfrechnen, wegen des praktischen Nutzens, der mit dieser Kenntnis verbunden war, einen gewissen Wert legte. Damit war jedoch die ganze humanistische Bildung des jungen Spartaners zu Ende; und nur die Musik, für welche der dorische Stamm von jeher Anlage und Vorliebe hatte, wurde noch gepflegt, und der Unterricht darin gehörte zu den vorschriftsmäßigen Unterweisungen. Die Knaben lernten Kithar und Flöte spielen und Lieder oder Chöre von ernstem, sittlichem Inhalte singen; die Aufsichtsbehörden sahen streng darauf, daß nicht nur nichts Unpassendes nach dieser Hinsicht in den Lehrstoff aufgenommen, sondern daß auch in Harmonie und Rhythmik an der althergebrachten Weise festgehalten wurde, weshalb man gegen jede Neuerung auf musikalischem Gebiete außerordentlich mißtrauisch war und Abweichungen vom Herkommen unter Umständen sogar mit Strafen belegte. — Den Hauptteil des Unterrichts aber machten die gymnastischen Übungen aus; hier ging man durchaus methodisch und nach sehr vernünftigen Grundsätzen zu Werke, indem man die Übungen genau nach den Altersstufen regelte und alle solche Übungen, welche nicht sowohl Kraft und Gewandtheit zu erzeugen geeignet, als für die Athletenlaufbahn berechnet waren, ausschloß. Man wollte die Jugend vor allen Dingen kriegstüchtig machen; und das wurde durch dies Erziehungssystem auch durchaus erreicht. Nur darf nicht geleugnet werden, daß das übermäßige Betonen des physischen Elements und das Zurückdrängen jeder höheren Ausbildung des Geistes notwendig

Digitized by Google

zur Folge haben mußten, daß Sparta weder in Litteratur noch in Kunst es jemals zu wirklicher Blüte brachte, und daß andererseits, so sympathisch uns der sittliche Ernst, welcher in der spartanischen Erziehung liegt, in mancher Hinsicht auch berühren mag, das Ertöten des Familiensinnes und das starre Aufgehen im Staatsbewußtsein, jene Herzenshärtigkeit und Unbarmherzigkeit hervorgerufen hat, welche uns in der lakedämonischen Geschichte so häufig in peinlicher Weise entgegentritt.

Ganz andern Charakter trägt das Erziehungswesen in Athen. Erziehung und Unterricht blieben hier durchaus jedem einzelnen überlassen; der Staat trug hierfür nicht durch Einrichtung öffentlicher Schulen Sorge, sondern sorgte nur durch bestimmte Behörden dafür, daß in den von Privatleuten errichteten Anstalten oder sonst im Unterrichtswesen nichts vorkam, was gegen Herkommen und gute Sitte verstieß. Diejenigen Beamten, welche diese Aufsicht zu führen hatten, waren vornehmlich die Epimeleten und Sophronisten; die Thätigkeit derselben war freilich wesentlich dem Ephebenalter gewidmet und bezog sich daher ganz besonders auf den Unterricht in den Gymnasien. Inwieweit auch der Areopag sich an dieser Aufsicht beteiligte, sind wir nicht mehr genau zu bestimmen im stande.

Für gewöhnlich übergab man den athenischen Knaben, wenn er sein sechstes Lebensjahr hinter sich hatte, einem älteren Sklaven, dem sogen. Pädagogen, welcher indessen keineswegs eine wirklich erzieherische oder unterrichtende Thätigkeit auszuüben, sondern lediglich den Knaben auf seinen Schul- und Spaziergängen zu begleiten und darauf zu achten hatte, daß er sich anständig und gesittet betrug. Da der athenische Bürgersohn sich für zu gut hielt oder auch vielleicht es nicht für schicklich galt, daß er sich seine Schulutensilien selbst trug, so gehörte es zu dem Amte des ihm begleitenden Pädagogen, ihm die Bücher oder die Kithara, die Strigilis oder selbst — den Ball nachzutragen. Vielfach blieb der Pädagog auch während des Unterichts in der Schulstube (oder wenigstens in einem Vorzimmer des Schullokals) und auf dem Turnplatz anwesend und begleitete nach Schluß

Digitized by Google

des Unterrichts seinen Schutzbefohlenen wieder nach Hause. Obgleich nur Sklave und meist wohl von geringer Bildung hatte er doch in der Regel Autorität über den ihm anvertrauten Knaben und selbst ein gewisses Züchtigungsrecht war ihm von den Eltern zugestanden. Mit dem Eintritt in das Ephebenalter hörte diese Aufsicht der Pädagogen entweder ganz auf oder nahm einen andern Charakter an.

Diese ganze Einrichtung hatte, wie nicht zu verkennen ist, eine sehr bedenkliche Seite. Wie es heute bisweilen noch vorkommt, daß in vornehmen Häusern die Wahl des Kochs mit viel größerer Sorgfalt getroffen wird, als die des Hauslehrers, so nahm man auch in Athen sehr oft nicht die tüchtigsten und zuverlässigsten, sondern alte, zu anderen Arbeiten unbrauchbare Sklaven zu Pädagogen; Leute, welche nicht nur in bezug auf geistige Bildung gänzlich unwissend waren, sondern denen auch jede Umgangsform fehlte, die als Ausländer oft ein barbarisches Griechisch sprachen, durch Trunksucht ihren Zöglingen ein schlechtes Beispiel gaben, nicht selten absichtlich zu den Fehlern und schlechten Streichen derselben ein Auge zudrückten, kurz nach keiner Hinsicht geeignet erscheinen konnten, daß ihnen die Sorge für das leibliche Wohl der heranwachsenden Knaben anvertraut wurde. Es wird denn auch öfters darüber Klage geführt, das scheint aber nichts in dem Verfahren geändert zu haben; im Gegenteil, es muß nach mancher Richtung hin sogar in der hellenistischen Zeit noch schlimmer geworden sein. — Die Pädagogen pflegen auf den Denkmälern, wo wir sie öfters als Begleiter der Knaben auch in mythologischen Vorstellungen (z. B. Niobiden, Archemoros, Medea u. a.) sehen, in bestimmter Tracht zu erscheinen, welche ihrer meist nichthellenischen Abstammung entsprechend ist: im Ärmelchiton, zottigem Mantel, hohen Stiefeln. Das entsprach indessen jedenfalls nur dem Usus der griechischen Tragödie, welche für bestimmte Charakterrollen auch stehende Kostüme hatte; in Wirklichkeit aber gingen die Pädagogen sicherlich nicht anders gekleidet, als gewöhnliche Bürger.

Digitized by Google

Die Gegenstände des attischen Knabenunterrichts sind vornehmlich zweierlei: musische und gymnastische. Wir sprechen zunächst von ersteren. Was die Lehranstalten anlangt, so war es offenbar durchaus ungewöhnlich, daß Knaben zu Hause von irgend welchem Privatlehrer unterrichtet wurden; man schickte sie vielmehr in irgend eine von einem Elementarlehrer gehaltene Schule. Über die Einrichtung dieser Schulen und über Lehrplan u. s. w. wissen wir freilich sehr wenig. Meist besuchten, wie es scheint, Knaben aus der Nachbarschaft gemeinschaftlich die ihnen zunächst belegene Schulanstalt und wurden dort wohl auch nur in einem Zimmer von einem und demselben Lehrer unterrichtet, der dabei abwechselnd Anfänger und Vorgeschrittenere berücksichtigen mochte. Freilich beziehen sich die uns zufällig bekannten Fälle von stark überfüllten Schulklassen nicht gerade auf Athen; es wäre daher immerhin auch möglich, daß die Altersstufen wie im Unterricht, so auch in den Schulzimmern gesondert waren und daß außer demjenigen Lehrer, welcher Leiter und Besitzer der Schule war, an dem Unterricht auch anderweitige, von jenem besoldete Hilfskräfte sich beteiligten. Aber über all diese Verhältnisse wissen wir so gut wie gar nichts; dagegen ist sicher bezeugt, daß es auch Lehrer gab, welche gar kein Schullokal hatten, sondern, was eben nur im sonnigen Süden möglich ist, auf offener Straße mit ihren Schülern saßen: doch das mochte wohl eine Art Armenschule sein, und an solchem Unterrichte nahmen die Söhne bemittelter Eltern sicherlich nicht teil.

Die Ausstattung der Schulräume war vermutlich einfach; wenn ein Musiklehrer in seiner Schule die Bildsäulen des Apollo und der Musen aufgestellt hatte, so darf man aus diesem Luxus des sonst gut bezahlten Virtuosen keinen Schluß ziehen auf die Ausstattung der gewöhnlichen Elementarschulen, in welchen vermutlich nicht viel mehr als die Bänke für die Knaben, der Stuhl für den Lehrer und einige Lehrmittel zu sehen waren, wie wir denn auch in den wenigen antiken Denkmälern, welche uns in

Digitized by Google

griechische Schulstuben führen, allerlei für den Unterricht erforderliche Geräte an den Wänden hängen sehen, vgl. unten Fig. 75. Zu diesen Schulrequisiten gehörte auch eine weiße Schreibtafel; dagegen ist es nicht wahrscheinlich, daß die in der römischen Zeit gebräuchlichen Lehrtafeln, welche Daten aus Mythologie und Geschichte den Schülern durch plastische Vorstellungen einprägen sollten, bereits dem griechischen Altertum bekannt gewesen seien. Die zu den Schreibübungen gebrauchte Tinte lieferte der Lehrer, wie wir daraus entnehmen können, daß Äschines, der als junger Bursch seinem Vater, einem Schullehrer, im Amte half, Tinte reiben und die Schulstube ausfegen mußte. Welches Honorar der Lehrer für seinen Unterricht von den Schülern bezog, mag von seinen Fähigkeiten und Leistungen abgehangen haben; beliebte Lehrer durften wohl höhere Honorarforderungen stellen. Aber ein einträglicher Erwerb war es keinenfalls; denn abgesehen davon, daß das mitunter monatlich zu zahlende Schulgeld vermutlich nicht hoch war, kam es auch vor, daß säumige Väter es längere Zeit mit der Entrichtung desselben anstehen ließen, oder daß geizige Eltern, wenn gerade viele Feiertage in einen Monat fielen, ihre Kinder während desselben ganz aus der Schule nahmen, um das Schulgeld für diese Zeit zu sparen. Man wird daher auch bei diesen Elementarlehrern keine höhere Bildung irgendwelcher Art voraussetzen dürfen; und wenn wir lesen, daß die Schüler meist mehr Furcht vor dem Lehrer hatten, als Liebe, so läßt sich das um so eher begreifen, als letzterer von den ihm zu gebote stehenden Züchtigungsmitteln, namentlich von Rute und Stock, vielfach einen unseren heutigen pädagogischen Grundsätzen nicht gerade entsprechenden Gebrauch gemacht haben mag, obgleich wir dem schlägesüchtigen Orbilius des Horaz kein Pendant aus dem griechischen Altertum zur Seite zu setzen wissen.

Meist begann der Unterricht schon am frühen Morgen; wie lange er dauerte, wissen wir nicht, doch fand jedenfalls auch am Nachmittage Unterricht statt, nur über Sonnenuntergang hinaus

Digitized by Google

sollte er nach einer solonischen Verordnung nicht dauern. In welcher Weise der Elementarunterricht mit dem gymnastischen abwechselte, ist auch nicht überliefert. Schulferien gab es infolge der zahlreichen Feiertage und Feste zur Genüge; dazu kamen

Fig. 75.



Attischer Schulunterricht.

auch noch besondere Schulfeste, vornehmlich die Museien für die Schulen der Grammatiker, die Hermaeen für die Turnschulen.

Den attischen Schulunterricht des fünften Jahrhunderts v. Chr. führt uns ein sehr interessantes Gemälde des Vasenmalers Duris, welches wir Fig. 75 abbilden, in charakteristischer Weise,

Digitized by Google

wenn auch mit einigen künstlerischen Freiheiten, vor Augen. Die dargestellten Szenen sind auf die Außenseite einer Schale verteilt; auf jeder Hälfte sind fünf Personen dargestellt, und zwar jedesmal zwei Lehrer mit zwei Schülern und einem dabeisitzenden älteren Mann. Wir werden also nicht in eine jener gewöhnlichen Schulstuben geführt, wo ein einziger Lehrer eine größere Schar von Knaben gemeinschaftlich unterrichtet, sondern jeder Knabe wird durch einen besondern Lehrer unterwiesen. Ob wir darin eine Freiheit des Malers erblicken sollen, welcher vier einzelne Unterrichtsszenen in solcher Weise zusammengestellt hat, oder ob wirklich auch in öffentlichen Schulen solcher Einzelunterricht stattfand, vermögen wir nicht zu sagen. — Lehrer wie Schüler erscheinen in der gleichen Tracht, im bloßen Himation; wir müssen dabei an das oben (S. 30) Gesagte erinnern, daß diese Tracht der Denkmäler jedenfalls nicht der gewöhnlichen Sitte entsprach, daß vielmehr in den meisten Fällen der Chiton unter dem Himation nicht gefehlt haben wird. Die Lehrer, welche teils jugendlich bartlos, teils schon ältere Männer sind, sitzen auf einfachen Stühlen; die Schüler stehen bis auf einen, der die Lyra lernt, aufrecht vor ihnen, beide Arme in den Mantel gewickelt, wie es sich für gesittete Knaben schickte. Der Knabe mit der Lyra dagegen hat natürlich den Oberkörper frei und sein Himation um Unterleib und Beine gelegt. Wer die beiden bärtigen Männer, welche, auf den Krückstock gestützt, bei jeder Szene anwesend sind und aufmerksam acht geben, sein mögen, darüber gehen die Meinungen auseinander; sie werden bald als Pädagogen gedeutet, welche die Knaben zur Schule geleitet und hier während des Unterrichts sie beaufsichtigen, bald wegen ihrer ungenierten Art zu sitzen für Väter oder Schulaufseher (etwa Epimeleten) gehalten.

Die Gegenstände, welche hier gelehrt werden, gehören sämtlich dem musischen Unterricht an, und zwar teils dem grammatischen, teils dem musikalischen. Auf der einen Seite sehen wir zunächst einen jugendlichen Lehrer, welcher die Doppelflöte bläst,

Digitized by Google

während der vor ihm stehende Knabe eifrig zuhört. Man nimmt in der Regel an, daß der Knabe im Flötenspiel unterrichtet werden solle; allein es ist auffallend, daß er nicht auch selbst ein Instrument in den Händen hat, wie das beim Unterricht in der Lyra der Fall ist, daß er also, wenn er das vom Lehrer ihm Gezeigte nachmachen wollte, das Instrument des Lehrers sich nehmen müßte. Daher hat die Vermutung Brunns viel für sich, daß der Knabe im Gesang unterrichtet wird und der Lehrer ihm auf der Flöte den Ton oder die Melodie vorbläst, welche jener nachzusingen hat. Rechts hiervon haben wir eine Szene des Schreibunterrichts. Der Knabe steht in gleicher Haltung wie der vorige vor dem ebenfalls jugendlichen Lehrer; dieser hat die Schreibtafel, welche aus drei zusammenlegbaren Täfelchen besteht, also ein sog. Triptychon ist, vor sich aufgeschlagen und hält in der Rechten den Griffel, indem er aufmerksam in die Schreibtafel hineinsieht, sei es nun, daß er eine vom Schüler gefertigte Niederschrift durchkorrigiert, sei es daß er im Begriffe steht, selbst eine vom Schüler zu kopierende Vorschrift niederzuschreiben. — Auf der andern Hälfte des Gemäldes haben wir links musikalischen Unterricht. Lehrer wie Schüler haben eine siebensaitige Lyra in Händen; im dargestellten Augenblick scheint der Lehrer dem Knaben nur das Greifen der Akkorde mit den Fingern der linken Hand zu zeigen, während er von dem in seiner Rechten gehaltenen Schlagholz (Plektrum) keinen Gebrauch macht. Der Knabe bemüht sich, gebückt dasitzend, die ihm gezeigten Griffe nachzumachen. Die letzte Gruppe zeigt einen Schüler, welcher anscheinend dem Lehrer ein auswendig gelerntes Gedicht aufsagt, dessen Anfang in den Schriftzügen enthalten ist, welche auf der vom Lehrer gehaltenen Schriftrolle erkennbar sind. —

Allerlei Gegenstände hängen an den Wänden des Schulzimmers: auf der einen Seite eine mit Handhabe versehene Schriftrolle, daneben eine zusammengelegte, mehrfach umschnürte und ebenfalls mit einem Henkel versehene Schreibtafel; es folgt eine

Digitized by Google

Lyra und ein eigentümliches, nicht mit Sicherheit zu deutendes Kreuz (manche wollen darin ein Winkelmaß für den geometrischen Unterricht erkennen). Auf der andern Seite hängen zwei Trinkschalen, von denen vermutlich die Schüler während der Pausen Gebrauch machen durften, zwei siebensaitige Lyren, ein mit Henkel und Füßen versehener Korb, der wohl als Behälter für Schriftrollen dient, und endlich ein Flötenfutteral mit der daran gehängten Kapsel für die Mundstücke.

Treten wir nun den einzelnen Gegenständen des musischen Unterrichtes und der Art, wie dieselben gelehrt wurden, etwas näher. Die elementaren Kenntnisse des Lesens und Schreibens waren in Attika wenigstens sehr allgemein verbreitet, und Leute, welche sich auf keines von beiden verstanden, waren im alten Griechenland vermutlich seltner, als im heutigen. Der Knabe begann demnach in der Schule des Lehrers, welchem die elementare grammatische Bildung der Knaben oblag und der den Namen Grammatistes führte, zunächst mit dem Kennenlernen der Buchstaben, ihrer Namen und Formen, wobei vielleicht auch noch gewisse Hilfsmittel zur Anwendung kamen, was wenigstens in späterer Zeit vielfach der Fall war. Hierauf ging man zum Syllabieren über, d. h. zur Zusammensetzung von mehreren Buchstaben zu Sylben, und schritt so allmählich zum Lesen ganzer Worte fort. Gleichzeitig damit mochte der Schreibunterricht beginnen, bei welchem der Lehrer den Schülern die Buchstaben und Wörter einzeln vorzeichnete und der Schüler dieselben in dem unter den Zeilen des Lehrers freigelassenen Raume nachschrieb, wobei ihm wohl auch der Lehrer bisweilen durch Handführung behilflich war. Die Stelle der bei uns üblichen Schiefertafel vertrat dabei das Wachstäfelchen, eine mit dünner Wachsschicht überzogene Holztafel, in welche die Buchstaben mit spitzem Griffel aus Knochen, Elfenbein oder Metall eingeritzt wurden; vermittelst des breit gestalteten, andern Endes des Griffels strich man, wenn die Tafel voll geschrieben war, das Wachs wieder glatt und konnte dann aufs neue darauf schreiben. Solcher

Digitized by Google

Täfelchen waren meist mehrere, zwei, drei und darüber, mit einander durch Scharniere verbunden und hießen dann Diptycha, Triptycha u. s. f. Erst fortgeschrittenere Schüler bekamen dann das teuere Material des Papyrus und das Schreibrohr in die Hände; und auch da nahm man der Kostbarkeit des Materials wegen in der Regel kein ungebrauchtes Papier, sondern schrieb auf die Rückseite von bereits benutztem. Sehr interessante Proben des griechischen Schreibunterrichts hat uns der Zufall in einem Funde aus der Ptolemäer-Zeit erhalten: mehrere Wachstäfelchen nämlich von sechs Zoll Länge und vier Zoll Breite, welche sämtlich dieselben griechische Trimeter, vermutlich von Menander, enthalten; während die Schrift auf der einen dieser Tafeln, welche man also als die Vorschrift des Schreiblehrers zu betrachten hat, schön und genau ist, ist die auf den andern, den Abschriften der Schüler, schlechter; unter der einen steht von der Hand des Lehrers die Notiz „Fleißig“ darunter geschrieben. Übrigens hat man sich jedenfalls beim Schreibunterricht mit geringen Anforderungen begnügt und mehr auf deutliche als auf schöne Handschrift oder auf schnelles Schreiben Wert gelegt, da man für dergleichen ja immer geübte Sklaven zur Hand zu haben pflegte.*)

Bei den Leseübungen, für welche die Schriftrollen dienten, deren Form in auf- wie in zusammengerolltem Zustande wir in Fig. 75 sehen, benutzte man vornehmlich die Dichter. Nicht bloß Homer, welcher von frühester Zeit an bis zum Untergang des byzantinischen Kaiserreichs das Schulbuch der Griechen geblieben ist, wurde gelesen und erklärt, sondern auch lyrische Gedichte in mancherlei Metren u. a. m. Der Lehrer gab dabei den Schülern entweder Abschriften, die er wohl selbst angefertigt hatte, in die Hand, oder er diktierte ihnen, wenn sie bereits ordentlich schreiben konnten, längere Stücke; vieles mußte auch von den Schülern auswendig gelernt werden. Manche Lehrer legten sich

*) Über Schreibgeräte vgl. Kunstgewerbe im Altertum II, 169.

Digitized by Google

auch für den Unterricht Anthologieen aus verschiedenen Dichtern an; man berücksichtigte dabei namentlich solche, welche sich durch gnomischen Inhalt zur Lektüre der Jugend eigneten, wie Hesiod, Theognis, Phokylides u. a. So erhielten die Knaben durch Lesen und durch Auswendiglernen ebensowohl mythologische Kenntnisse, als ihnen die wichtigsten Grundsätze der Ethik eingeprägt wurden. Wir müssen uns hüten, die Resultate dieses Unterrichts, so gering wir auch von der lediglich formalen Bildung der Athener in den mechanischen Fertigkeiten des Lesens und Schreibens denken mögen, zu niedrig anzuschlagen. Ein Volk, welches die Dramen eines Äschylos zu würdigen wußte, welches die Lustspiele eines Aristophanes mit ihrer Fülle mythologischer, litterarischer, politischer Anspielungen verstand, muß eine Bildungsstufe besessen haben, welche sich nach gewissen Seiten hin hoch über die moderne Durchschnittsbildung erhob. Freilich machte den damaligen Schülern die geringe Zahl der Unterrichtsgegenstände, das Fehlen alles naturwissenschaftlichen, geographischen, historischen und fremdsprachlichen Unterrichts, die Vervollkommnung in mythologischen und litterarischen Kenntnissen leichter. Zugleich wurden durch die Lektüre die Elemente der Metrik erlernt, welche dann in größerem Umfange beim musikalischen Unterricht zur Behandlung kommen mußten.

Wie es mit dem Rechnen, dessen praktischen Nutzen die Alten selbstverständlich nicht verkennen konnten, in dem Schulunterricht gehalten wurde, sind wir nicht mehr in der Lage zu bestimmen; doch hat die Vermutung sehr viel für sich, daß in Athen wenigstens der Rechenunterricht wesentlich dem Hause, nicht der Schule zufiel, indem das Kind gleichsam spielend, durch Versinnlichung an nahe liegenden Gegenständen als Beispielen, die hauptsächlichsten Begriffe und Verhältnisse erlernen sollte. Was die Methode des Rechnens anlangt, so war bei den Griechen das Fingerrechnen sehr verbreitet. Man wußte mit der linken Hand alle ein- und zweiziffrigen Zahlen, mit Hinzunahme der rechten alle drei- und vierziffrigen darzustellen, wobei

Digitized by Google

das Einschlagen der Finger nach der Handfläche zu, je nach Zahl der Finger und Art des Einschlagens (d. h. ob man dieselben gebogen oder gestreckt an die Handfläche anlegte) ausschlaggebend für die Bedeutung des Gestus war. Für kompliziertere Rechnungen aber bediente man sich eines Rechenbrettes mit Steinchen, einer uralten, schon den Ägyptern frühzeitig bekannten Erfindung, bei welcher die Stellung der Steine in den Parallellinien des Zählbrettes denselben den Wert von Einern, Zehnern, Hundertern u. s. w. verlieh, obgleich wir nicht näher wissen, in welcher Weise beim griechischen Rechenbrett verfahren wurde.

Die Unterweisung in den genannten Elementarfächern nahm die ersten Jahre des Schulunterrichtes in Anspruch. Mit dem zwölften oder dreizehnten Jahre begann dann der Unterricht in der Musik, welcher in den Händen eines besonderen Lehrers, des Kitharistes, lag. Die Musik galt den Hellenen nicht bloß, wie es der moderne Standpunkt beim musikalischen Dilettantismus zu sein pflegt, als eine angenehme Unterhaltung für Erholungsstunden, sondern auch als ein wesentliches ethisches Bildungsmittel. Hauptzweck des Unterrichts war daher nicht die Erreichung einer virtuosen Fertigkeit auf irgend welchem Instrument, sondern man lernte die Instrumente vornehmlich in der Absicht spielen, daß man die dichterischen Erzeugnisse, zumal die lyrischen Poesieen, gut vorzutragen und sich selbst dabei angemessen auf einem Saiteninstrument zu begleiten im stande wäre. Demgemäß wurde denn auch das Hauptgewicht auf den Unterricht in der Lyra gelegt (die wir in der oben abgebildeten Schale des Duris in der Hand von Lehrer und Schüler sehen), während die mit weit stärkerem Resonanzboden ausgestattete Kithar so wie die ihr verwandte, wo nicht mit ihr identische Phorminx, mehr dem Virtuosenvortrag vorbehalten blieb, eine Art Konzertinstrument war, wenn wir so sagen sollen, und daher wesentlich von solchen erlernt wurde, welche sich in der Musik über das gewöhnliche Durchschnittsmaß hinaus ausbilden wollten; doch

boten wahrscheinlich die gewöhnlichen Schulen die Gelegenheit, sich in beiden Arten der Saiteninstrumente auszubilden. Die **Flöte**, welche selbstverständlich als begleitendes Instrument beim Gesange vom Sänger selbst nicht gespielt werden konnte, fand zum Teil deswegen in Athen wenig Anhänger; in Theben soll sie allerdings ein allgemein beliebtes Instrument gewesen sein, und man führte die Vernachlässigung des Flötenspiels seitens der Athener vielfach auf den alten Antagonismus zwischen Attika und Böotien zurück. Dazu kam, daß die ursprünglich den orgiastischen Kulten Vorderasiens angehörige Flöte mit ihrem scharfen, gellenden Tone als aufregendes Instrument galt, welches eine ruhige Seelenstimmung ausschließe, und daß daher auch die Philosophen sich übereinstimmend ungünstig über das Flötenspiel in pädagogischer Hinsicht aussprechen. Wir dürfen dabei nicht vergessen, daß die griechische Flöte (über welche im Zusammenhang mit den anderen Musikinstrumenten in einem späteren Abschnitt eingehender gehandelt werden wird) ein ganz anderes Instrument war als das, welches wir heutzutage so benennen und das ganz im Gegensatze zur antiken Doppelflöte für ein etwas sentimentales, weichliches Instrument gilt. Nichtsdestoweniger gab es eine Zeit, wo auch in Athen das Flötenspiel seitens der Dilettanten, wenn auch vorübergehend, beliebt war; nach Aristoteles fand die Flöte nach der Zeit der Perserkriege in den attischen Schulen Eingang und wurde bald so beliebt, daß fast die ganze Jugend der besseren Stände damals Flöteblasen lernte. Dann aber — und allem Anschein nach um die Zeit des peloponnesischen Krieges, — erkannte man, wie wenig geeignet für geistige und musische Bildung gerade dies Instrument sei und entfernte es wieder aus dem Unterricht der Gebildeten, angeblich infolge des von dem tonangebenden Alkibiades gegebenen Beispieles. In der Folgezeit wurde zwar auch immer noch das Flötenspiel gelehrt, und auf Vasenbildern begegnen uns neben den berufsmäßig dasselbe ausübenden Auleten und Hetären sehr häufig auch flötenblasende Jünglinge; aber ein Unterrichtsgegenstand in

Digitized by Google

den gewöhnlichen Schulen war es damals, wenigstens in Athen, nicht mehr. Sparta aber wollte selbstverständlich von einem Instrument, dessen ethische Wirkungen geradezu für gefährlich galten, noch weniger etwas wissen.

Aller musischer Unterricht, welcher über die bezeichneten Elementarfächer und das Erlernen der Saiteninstrumente nebst Gesang hinausging, war in der Blütezeit Athens nicht mehr Sache der Schule. Der Besuch der letzteren dauerte bis zur beginnenden Mannbarkeit, etwa bis zum sechzehnten Jahre also, obschon darin schwerlich eine bestimmte Altersgrenze gesetzlich gezogen war; wer sich noch weiter ausbilden wollte, hatte dazu auch im fünften Jahrhundert schon Gelegenheit durch die von Sophisten gehaltenen Vorlesungen, welche freilich im Gegensatz zu dem billigen Schulgeld der Elementarschulen sehr hohe Honorare von ihren Schülern forderten. Dabei war aber von Schulorganisation keine Rede.

Zu diesen Zweigen des Unterrichtswesens kamen noch einige neue hinzu im Laufe des vierten und dritten Jahrh. v. Chr. Von Bedeutung war es vornehmlich, daß seit der Zeit Alexanders d. Gr., und zwar angeblich auf Veranlassung des Hauptes der Malerschule von Sikyon, Pamphilos, das Zeichnen in den Unterricht der Knaben aufgenommen wurde. Dieselben lernten auf hierfür hergerichteten Tafeln von Buchsbaumholz mit dem Griffel oder mit dem Pinsel zeichnen. Da die sikyonische Schule ganz besonderen Wert auf richtige Zeichnung legte, dagegen im Kolorit hinter andern Malerschulen jener Zeit zurückgestanden zu haben scheint, so darf man auch wohl betreffs des Zeichenunterrichts annehmen, daß derselbe sich wesentlich auf Umrißzeichnungen beschränkt haben wird, obgleich nähere Details darüber fehlen.

Ferner trat damals zur Rechenkunst auch die Ausbildung in den Grundzügen der Geometrie hinzu, worin aber nur die reiferen Knaben unterrichtet wurden. Schon im fünften Jahrhundert hatte man damit, wie es scheint, den Anfang gemacht;

Digitized by Google

doch wollte Sokrates den Unterricht darin nur auf das allernotwendigste beschränkt wissen. Die Philosophen des vierten Jahrhunderts aber empfehlen die Geometrie als ein ganz vorzügliches Mittel zur Entwickelung und Schärfung des Verstandes und des logischen Denkens; Plato rät sogar neben Arithmetik und Geometrie auch mit Grundzügen der Astronomie (worunter freilich nichts anderes verstanden werden darf, als was wir heute mathematische Geographie nennen) schon im Knabenalter spielend zu beginnen und dieselbe dann ernsthafter bis ungefähr zum achtzehnten Jahre betreiben zu lassen. Indessen herrschte gerade gegen Geometrie und derlei abstrakte Wissenschaften ein Vorurteil bei den weniger Gebildeten; ganz wie heute es noch von manchen Seiten geschieht, hielt man sie für vollständig überflüssig, weil sie im späteren Leben keinen Nutzen brächte, weder im Privatleben noch für den Staat; und man hob, wiederum ganz analog manchen modernen Anschauungen, tadelnd hervor, daß diese Dinge, weil sie im Leben nie mehr praktisch ausgeübt würden, nur dazu dazusein schienen, um schleunigst wieder vergessen zu werden.

Während in dieser Weise der grammatisch-musikalische Unterricht die geistige Seite der Knabenbildung ausmachte, wurde die Kräftigung und Übung des Körpers durch die gymnastischen Übungen angestrebt. Traten diese in Athen auch nicht so stark in den Vordergrund der ganzen Erziehung, wie in den dorischen Staaten, so wurde ihnen doch auch da Zeit und Aufmerksamkeit in reichem Maße zugewandt, da man gerade in gleichmäßig-harmonischer Durchbildung des Körpers und der Seele das eigentliche Ziel aller pädagogischen Bestrebungen erkannte. Mit welcher Altersstufe der gymnastische Unterricht der Knaben begann, darüber sind wir freilich nicht bestimmt unterrichtet; denn was Plato und Aristoteles darüber sagen, drückt lediglich die pädagogische Ansicht dieser Philosophen aus, ohne Beziehung darauf zu nehmen, wie es wirklich damit gehalten zu werden pflegte. Von den neueren Gelehrten nehmen denn auch

Digitized by Google

die einen an, daß vom siebenten Lebensjahr ab musischer und gymnastischer Unterricht gleichzeitig begann und daß von da ab die Knaben Tag für Tag zwei verschiedene Schullokale besucht haben; dagegen wird von anderer Seite vermutet, daß mit dem gymnastischen Unterricht der Anfang gemacht worden sei, nur nicht gleich mit anstrengenden Leibesübungen, sondern mit leichteren, welche sich am meisten an die bisherige Lebensweise des Kindes und an die ebenfalls auf körperliche Kräftigung ausgehenden Knabenspiele anschlossen; später habe man dann erst mit dem Elementarunterricht begonnen. Wir enthalten uns in Ermangelung bestimmter Zeugnisse jeder Entscheidung in dieser Hinsicht.

Was nun die Räumlichkeiten anlangt, in welchen die Knaben ihre gymnastische Ausbildung erhielten, so lagen dieselben nicht, wie man früher vielfach behauptet hat, im Gymnasium, sondern in der Palästra oder Ringschule, welchen Namen die Anstalt daher führte, weil das Ringen nebst dem Laufen als die wichtigsten Übungen unter den Elementen der Gymnastik betrachtet wurden, ohne daß deswegen es ausgeschlossen war, daß nicht auch andere Turnübungen in der Palästra vorgenommen wurden. Allerdings haben sich im Laufe der Jahrhunderte, bis zur römischen Kaiserzeit und diese mitgerechnet, die Verhältnisse vielfach geändert, und daher kommt es, daß infolge einander widersprechender Schriftstellernachrichten über die Begriffe der Palästra und des Gymnasions sehr auseinandergehende Meinungen vorliegen. Ohne daß wir uns näher hierauf einlassen können, dürfen wir mit Grasberger es als das wahrscheinlichste hinstellen, daß wenigstens in Athen in der Blütezeit die Palästra die eigentliche Unterrichtsanstalt im Turnen, das Gymnasion aber für Fortübung und Vervollkommnung der als Knaben schon in der Palästra vorbereiteten Jünglinge bestimmt war. — Die Palästren waren so wenig wie die Elementarschulen Staatsanstalten, sondern Privatunternehmungen von Turnlehrern, welche für die Benutzung der Räume und für den von ihnen selbst erteilten

Digitized by Google

Unterricht von den Schülern ein Lehrgeld nahmen. Diese Leiter und Vorsteher der Turnschulen führen den Namen Pädotriben; nach ihnen pflegten die Anstalten auch benannt zu werden, bisweilen vielleicht auch nach dem Erbauer. Der Pädotrib hatte, wie auch die anderen Lehrer, das volle Züchtigungsrecht über seine Schüler; doch war auch er selbstverständlich der Oberaufsicht jener Behörden unterstellt, welche wir oben als diejenigen bezeichnet haben, die dafür Sorge zu tragen hatten, daß sowohl in sittlicher Beziehung nichts anstößiges in den Turnschulen vorkam, als wohl auch darüber, daß der Unterricht ein methodischer und den Altersstufen angepaßter war, obgleich darüber nichts Sicheres überliefert ist. Außer diesen Aufsehern durften nur noch die ihre Schützlinge begleitenden Pädagogen dem Unterricht in der Paläſtra beiwohnen; sonst war Erwachsenen wenigstens in der älteren Zeit durch ein solonisches Gesetz der Zutritt untersagt, doch scheint man es später damit nicht mehr so genau genommen zu haben.

Die Aufgabe des gymnastischen Unterrichts der Knaben war im Wesentlichen eine doppelte: die Knaben sollten einmal ein anständiges und würdiges Benehmen lernen (eine Aufgabe, welche man heute dem Tanzunterricht zu überlassen pflegt), und sie sollten ferner, und letzteres war natürlich Hauptaufgabe, in den wichtigsten Turnübungen ausgebildet werden. Als solche sind zu nennen: der Sprung, welcher sowohl als Hoch- wie als Weitsprung geübt wurde und zu dessen Unterstützung meist Hanteln in die Hände genommen wurden; der Wettlauf; das Werfen mit der Wurfscheibe, dem s. g. Diskos; das Speerwerfen; der Ringkampf. Dagegen gehörte der Faustkampf und das sog. Pankration, d. h. die Verbindung von Ring- und Faustkampf, ebenso wenig in den Knabenunterricht, wie der Fünfkampf (Pentathlon), die Verbindung von fünf Übungen, welche ganz speziell für Wettkämpfe bestimmt war und daher in der Paläſtra für gewöhnlich nicht geübt wurde, es hätte sich denn darum gehandelt, daß bei irgend welchem öffentlichen Agon auch

9*

Digitized by Google

Knaben in dieser zusammengesetzten Kampfart auftreten sollten, wo dann eine Vorbereitung der dafür bestimmten Knaben nicht ausgeschlossen war. Wir werden sowohl auf die einzelnen Übungen und die Art ihrer Ausführung als auf die zusammengesetzten Kampfarten in einem späteren Abschnitt ausführlicher zu sprechen kommen und begnügen uns daher hier einstweilen mit ihrer bloßen Aufzählung, da die Übungen der Knaben sich von denen der Jünglinge und Männer nur hinsichtlich des Grades der Schwierigkeit, nicht aber ihrem Wesen nach unterschieden.

Diese bisher in der Kürze geschilderte Erziehung erhielten die Knaben in der Regel bis zur beginnenden Mannbarkeit, also bis zum sechszehnten Jahre. Damit war aber ihre Ausbildung, soweit es sich um Söhne der bessern Stände, die keinen festen Beruf zu ergreifen hatten, handelt, noch keineswegs zu Ende, vielmehr ging namentlich der gymnastische Unterricht noch mehrere Jahre hindurch weiter. Man nennt die Jahre, welche zwischen der beginnenden Mannbarkeit und etwa dem zwanzigsten Lebensjahre liegen, im allgemeinen das Ephebenalter; doch finden wir neben der Bezeichnung Epheben, namentlich auf Inschriften, noch eine große Menge von Ausdrücken, welche bezeugen, daß man vornehmlich für gemischte Übungen und Wettkämpfe aus praktischen Gründen noch verschiedene Unterabteilungen nach den Altersstufen vornahm, dergestalt, daß man meist eine erste, zweite und dritte Ephebenklasse unterschied, wofür dann aber noch besondere Benennungen vorkommen. Die ältere Zeit trennt zwar in den gymnastischen Agonen nur schlechtweg Knaben und Männer und rechnet daher auch die Epheben zu den ersteren; später aber unterscheidet man strenger zwischen Knaben, Jünglingen und Männern, nur daß ebensowohl die Bezeichnungen für diese drei Altersklassen, als auch die Abstufungen derselben nach bestimmten Jahren nicht überall dieselben, sondern je nach Ort oder Zeit sehr verschieden waren. Auf alle Fälle müssen wir die natürliche Ephebie, welche den Maßstab für den Eintritt in eine bestimmte gymnastische Klasse abgab, von der bürgerlichen

Digitized by Google

unterscheiden; letztere trat mit dem achtzehnten (oder neunzehnten) Jahre ein und bestand darin, daß der Jüngling den Bürgereid ablegte, in das Gemeindebuch eingetragen und mit Schild und Speer wehrhaft gemacht wurde. Der Bürgereid der Epheben, welchen Solon vorgeschrieben, ist uns überliefert; der Jüngling mußte darin schwören: „Seine heiligen Waffen niemals zu schänden, noch seinen Nebenmann in der Reihe zu verlassen, sondern für die Heiligtümer und das Gemeingut sowohl allein als mit andern kämpfen zu wollen; das Vaterland nicht vermindert, sondern größer und stärker zu hinterlassen, als er es überkommen habe; auf die, welche zu befehlen haben, zu hören, den Gesetzen zu gehorchen und sie gegen Angriffe zu verteidigen; endlich die vaterländische Religion in Ehren zu halten“. Als Zeugen werden dabei außer Zeus vornehmlich eine Anzahl speziell attischer Lokalgottheiten von kriegerischer oder agrarischer Bedeutung angerufen.

Zugleich mit der Aufnahme in den Ephebenstand erfolgte die Anlegung der Chlamys als charakteristischer Tracht an Stelle des bisher getragenen Himations; das von den Knaben noch lang getragene Haar wurde verkürzt, und dieser Akt des Haarabschneidens war gewissermaßen eine religiöse Ceremonie, da das abgeschnittene Haupthaar häufig irgend einem Gotte geweiht wurde. Mit diesem ganzen Akt, dessen Bedeutung wir uns am besten dadurch versinnlichen, wenn wir uns die moderne Konfirmation mit der Mündigkeitserklärung vereinigt vorstellen, war dann meist auch ein Fest im Kreise der Stammesgenossen verbunden. Die neuen Epheben wurden dann nach ihrer Eidesablegung und Wehrhaftmachung öffentlich im Theater dem Volke vorgestellt, und zwar geschah dies gewöhnlich am Dionysosfeste unmittelbar vor Aufführung einer Tragödie; allerdings ist es nicht ganz sicher, ob diese Vorstellung nicht bloß auf die Söhne der im Kriege gefallenen, welchen der Staat eine vollständige Ausrüstung schenkte, beschränkt war. Auch dies gilt aber, wie die meisten Details, welche wir über das Ephebentum im alten

Digitized by Google

Griechenland wissen, nur von Athen; sowohl in Sparta als anderswo waren mehr oder minder abweichende Einrichtungen, über die wir freilich teils gar nicht, teils oberflächlich unterrichtet sind. Außerdem hat in Athen sowohl wie im übrigen Griechenland und Kleinasien das Ephebenwesen in den Jahrhunderten der hellenistischen Periode und der römischen Kaiserzeit vielfache und durchgreifende Wandlungen durchgemacht; von diesem spätern Ephebentum sind wir durch zahlreiche Inschriften viel genauer unterrichtet, als von dem der Blütezeit, treten aber nicht näher auf eine Darlegung desselben ein, zumal das ursprünglich einen wesentlich kriegerischen Charakter tragende Institut mit der Zeit zu einer mehr auf Äußerlichkeiten haltenden, mit alten Formen spielenden Verbindung wohlhabender Bürgersöhne, ohne jede tiefere ethische oder politische Bedeutung, geworden war.

Auch das meiste von dem, was wir wiederum vornehmlich aus den Inschriften über die Beamten und Lehrer der Epheben erfahren, gehört erst der späten Zeit an; eine Menge Behörden für die immer verwickelter werdenden Einrichtungen des Ephebentums sind entweder ganz neu geschaffen oder aus älteren, die aber früher eine großenteils ganz abweichende Bedeutung und Kompetenz hatten, umgestaltet worden. Auch hier beschränken wir uns, unserer schon in der Einleitung ausgesprochenen Absicht gemäß, auf die klassische und die hellenistische Zeit.

Wir haben schon oben bemerkt, daß derjenige Ort, wo die Epheben ihren Turnunterricht erhielten oder ihren freien gymnastischen Übungen oblagen, das Gymnasion war. Die Gymnasien, deren jede Stadt eines oder mehrere zu haben pflegte, waren nicht wie die Paläſtren Privatunternehmungen von Turnlehrern, sondern staatliche resp. städtische Anstalten. In Athen waren die beiden ältesten derartigen Anlagen das Gymnasium der Akademie und der Kynosarges (am Fuße des Lykabettos), wozu dann als drittes in der Zeit des Perikles noch das Lykeion hinzukam; aus hellenistischer Zeit erst rührte das Ptolemaios-Gymnasion her. Die ursprünglich einfache Bauart

Digitized by Google

und Einrichtung dieser Anstalten wurde im Laufe der Jahrhunderte immer verwickelter und ausgedehnter, und während die ersten Gymnasien vermutlich nicht viel mehr als einfache Säulenhallen mit einer für den Wettlauf bestimmten Rennbahn waren, kamen mit der Zeit noch allerhand anderweitige Räumlichkeiten hinzu, namentlich auch Badeanlagen, da die gymnastischen Übungen eine unmittelbar darauf folgende Reinigung des Körpers unerläßlich machten. Schon zur Zeit des Plato werden eine Menge zu den Gymnasien gehörender Räume genannt, welche erweisen, daß dieselben bereits damals sehr umfangreich angelegt waren. Wie diese Räume angelegt und untereinander verbunden waren, läßt sich freilich aus den Nachrichten der griechischen Schriftsteller nicht deutlich erkennen, und die uns erhaltene Beschreibung eines Gymnasiums bei Vitruv kann deswegen nur einen unvollkommenen Ersatz bieten, weil Vitruv in vielen Punkten undeutlich in seinen Ausdrücken ist; auch scheint ihm nicht ein allgemeines Bauschema, sondern eine ganz bestimmte Anlage vorgeschwebt zu haben, vielleicht jedoch nicht, wie man vielfach geglaubt hat, aus seiner Zeit, da die römischen Gymnasien viel verwickeltere Grundrisse als den vitruvischen aufweisen, sondern aus früherer, wenn auch freilich nicht aus der Blütezeit.

Eine Ergänzung und Kontrolle der vitruvischen Angaben bieten uns die Ruinen verschiedener Gymnasionbauten in Kleinasien und Griechenland, vornehmlich der Gymnasien von Pergamon und Olympia. Die Beschreibung Vitruvs verbindet das Gymnasion mit der Paläſtra; nur muß man diese Paläſtra, welche als Ringplatz einen notwendigen Bestandteil der ganzen Anlage des Gymnasions ausmacht, wohl unterscheiden von jener oben besprochenen, welche allein für sich zur Turnschule der Knaben bestimmt ist. In dem von Vitruv beschriebenen Plane bildet ein viereckiger Hof, mit bedeckten Säulenumgängen, den Mittelpunkt; daran schließen sich ein Raum für die Epheben, Zimmer für die Übungen mit dem Korykos (Faustkampfübungen am Phantom), zum Salben, zum Bestreuen mit Staub oder

Digitized by Google

Sand für den Ringkampf, Badezimmer für warme und kalte Bäder u. a. m.; weiterhin schließen sich dieser Hauptanlage bedeckte Laufbahnen mit geglättetem Boden, Spazier- und Gartenanlagen, Ruheplätze, Exedren u. dgl. an. Die Gymnasionsanlagen zu Olympia, welche etwa aus dem Ende des vierten oder dem Anfang des dritten Jahrhunderts v. Chr. herrühren, scheinen einfacher gewesen zu sein. Man unterscheidet da zwei getrennte Baulichkeiten: eine kleinere, die eigentliche Palästra; welche fast ganz aufgedeckt worden ist, und eine größere, das große Gymnasion, von welcher nur einzelnes ausgegraben ist. Beide liegen beisammen im Westen des heiligen Hains der Altis, dicht am Ufer des Kladeos; man pflegte überhaupt die Gymnasien in die Nähe fließenden Wassers zu verlegen, um das für die Badeanlagen so notwendige Wasser leicht bei der Hand zu haben. Freilich ist in Olympia von jenen komplizierten Badeeinrichtungen, welche Vitruv beschreibt, nicht die Rede, und dergleichen mochten wohl überhaupt erst in römischer Zeit allgemeiner werden; mehr als ein einfaches Bassin hat man in der Palästra von Olympia nicht nachweisen können, doch wäre immerhin möglich, daß größere Badeeinrichtungen sich beim großen Gymnasion befanden. Die Palästra selbst ist ein Quadrat von ungefähr 64 Meter Seitenlänge, innen von dorischen Säulenhallen umgeben; im Süden legt sich eine lange ionische Halle vor, an den drei andern Seiten stehen Säle und kleinere Zimmer, deren einstige Bestimmung nicht mehr nachweisbar ist, durch Thüren oder Säulenstellungen mit dem Binnenhofe in Verbindung; in der Nordwand befindet sich die Verbindungsthür zur Südhalle des großen Gymnasions. Letzteres war räumlich von der Palästra getrennt, während anderwärts letztere einen integrierenden Teil, ja sogar das Zentrum der ganzen Anlage bildet; es hat die Form eines langen Platzes, den von zwei oder drei Seiten Säulenhallen umgaben. Die östliche Halle hat die bedeutende Länge von 210½ Meter; es erklärt sich dies daher, daß hier die Übungen für Sprung, Lauf, Diskus- und Speerwurf stattfanden. — Am besten erhalten sind die Ruinen

Digitized by Google

der Gymnasien von Ephesos und Alexandria Troas; doch geht es auch da in den Rekonstruktionsversuchen nicht ohne Willkürlichkeiten bei den Benennungen ab.

Begnügen wir uns denn damit, daß die Gymnasien der klassischen Zeit reichlich Gelegenheit ebenso zu den verschiedenen Arten der turnerischen Übungen, sowohl für den Ringkampf als für die eben genannten Kampfarten boten, wie Plätze zur Erholung und zu behaglichem Ausruhen von den Mühen der körperlichen Anstrengung. Die Beaufsichtigung der hier sich tummelnden erwachsenen Jugend und die Aufrechterhaltung der Ordnung lag den Gymnasiarchen ob; ihnen war die Strafgewalt anvertraut, welche sie gegen jeden Besucher des Gymnasions anwenden konnten und als deren Zeichen sie einen Stock führten, wie wir denn häufig auf Vasenbildern mitten unter den Turnenden Männer mit langen Stöcken sehen, die vermutlich als Gymnasiarchen gedeutet werden müssen. Freilich kennt die ältere Zeit in Athen nur einen einzigen Gymnasiarchen, während die Würde später an mehrere erteilt wurde. Inwieweit der Gymnasiarch auch über die Palästren Aufsichtsrecht hatte, können wir nicht mehr ausmachen. Neben ihm oder vielleicht unter ihm stand mancherorts eine Behörde, welche vornehmlich für Instandhaltung der Baulichkeiten und der Geräte der Gymnasien zu sorgen hatte; dagegen führten die Oberaufsicht über das gesamte Turnwesen überhaupt und also auch über die Gymnasien die schon oben (S. 116) erwähnten Epimeleten und Sophronisten, Ämter, für welche man daher meist Männer in höherem Lebensalter zu bestimmen pflegte.

Andere Behörden hatten es weniger mit den äußern Dingen und der Ordnung in den Gymnasien, als vielmehr mit dem Unterrichtswesen zu thun. Das Amt des Kosmeten, als des Vorstandes der Gymnasialangelegenheiten und Hauptes der Lehrerschaft, ist freilich erst in späthellenistischer und römischer Zeit nachweisbar; unter ihm standen damals nicht bloß die eigentlichen Turnlehrer, sondern auch diejenigen, welche den

Digitized by Google

grammatischen, rhetorischen und philosophischen Unterricht an die Epheben erteilten, und von einem solchen Unterricht der Epheben war in der klassischen Zeit noch nicht die Rede. Dagegen finden wir bereits in dieser den Gymnasten thätig als den Turnlehrer der erwachsenen Jugend, dessen Aufgabe es vornehmlich ist, auf die agonistische Laufbahn vorzubereiten, also diejenigen auszubilden, welche Athleten von Fach werden oder in öffentlichen Kampfspielen auftreten wollten; und da auch Knaben bisweilen für Wettkämpfe vorbereitet wurden, so kam es vor, daß der Gymnast wohl auch an die Stelle des Pädotriben trat, wie es umgekehrt auch geschah, daß tüchtige Pädotriben sich der Ausbildung von Athleten annahmen. Im allgemeinen freilich scheint für die ältere Zeit der Unterschied festgehalten werden zu müssen, daß der Pädotrib mehr auf die allgemeine, für jedermann dienliche und auf rationellen, diätetischen Grundlagen beruhende Körperausbildung zu sehen hat, während der Gymnast wesentlich Fachlehrer ist und seine Bestrebungen mehr auf Spezialitäten als auf die allgemeine harmonische Durchbildung des Körpers richtet. Noch untergeordneter war ursprünglich der sog. Aleiptes, der Einsalber, dessen Aufgabe anfänglich eine rein mechanische war, mit der Zeit aber, namentlich als man auch das Salben und Einreiben nach bestimmten hygienischen Gesichtspunkten betrieb und vielleicht noch mit einer Art von Massage verband, an Bedeutung zunahm, so daß der Aleipt später ein beträchtlich wichtigeres Amt repräsentierte, als ihm an sich zukam.

Manches bleibt freilich trotz der zahlreichen uns erhaltenen Notizen über den Ephebenunterricht zweifelhaft oder unaufgeklärt; so z. B., in wie weit die Gymnasten auch an diejenigen Epheben, welche nicht agonistische Zwecke verfolgten, Unterricht erteilten und ob sie für ihre Leistungen vom Staate besoldet oder von jedem Schüler einzeln honoriert wurden, wenn auch wenigstens später in der Regel die Epheben nur für den musischen Unterricht ein Lehrgeld an die Lehrer zahlten, die gymnischen Lehrer aber vom Staat besoldet worden zu sein scheinen.

Digitized by Google

Was die Gegenstände des gymnastischen Unterrichts anlangt, so waren das teils dieselben wie die, welche schon in der Turnschule der Knaben geübt worden waren, nur fortschreitend schwerer teils auch die oben bereits genannten, welche die Palästra prinzipiell ausschloß und nur in gewissen Ausnahmefällen zuließ, nämlich Faustkampf, Pankration und Pentathlon. Außerdem gehörte dazu die Hoplomachie, das Fechten mit schweren Waffen im Nahkampf. Zwar stand das Fechten nicht im Zusammenhang mit den im gymnischen Agon vorkommenden Übungen, aber es bildete einen wichtigen Teil der militärischen Erziehung der Epheben und war für dieselben um so wichtiger, als sie nach Erlangung der bürgerlichen Ephebie mehrere Jahre als sogenannte Peripoloi eine Art Grenzhut und Sicherheitsdienst zu verrichten hatten. Es war letzteres eine Vorbereitung auf den Kriegsdienst, zu welchem die Epheben vom zwanzigsten Jahre ab, nachdem sie in der Regel zwei Jahre lang dem Staate in der bezeichneten Weise gedient hatten, ebenso wie jeder waffenfähige Bürger verpflichtet waren. Der methodische Fechtunterricht war allerdings anfangs etwas abschätzig beurteilt worden, fand aber doch seine berechtigte Aufnahme in den Erziehungsplan der Epheben, so daß in den attischen Ephebeninschriften der Hoplomachos oder Fechtlehrer regelmäßig neben den andern Lehrern seinen Platz hat. Auch Plato empfiehlt das Fechten als ebenso den Körper kräftigende wie für den Kriegsfall sehr nützliche Übung, nur warnt er vor allem Scheinwesen und Virtuosentum.

Zu dieser Waffenübung kamen denn mit der Zeit auch noch andere hinzu. Das Speerwerfen gehörte ja so wie so schon zur regelmäßigen, bereits für die Knaben bestimmten gymnastischen Ausbildung, und wir finden auch auf zahlreichen Inschriften aus den letzten drei Jahrhunderten v. Chr. eigene Lehrer dafür, Akontisten genannt, aufgeführt. Auch das Bogenschießen wurde geübt, und es findet sich in den bezeichneten Inschriften ebenso der Lehrer hierfür genannt, wie ein anderer, der im

Digitized by Google

Schleudern und in der Bedienung der Wurfmaschinen Unterricht erteilte; doch darf man wohl annehmen, daß diese rein militärischen Übungen nicht in den Kreis des gymnastischen Kursus aufgenommen waren. Dasselbe gilt vom Reiten. Reiten mußte jeder Ephebe können; hatte er doch als Peripolos zu Pferde seinen Grenzdienst zu versehen, und bei den großen Festen, namentlich den Panathenäen, gehörten ja die Scharen der berittenen Epheben zu dem glanzvollsten Teile des Festzuges, wie sie auch am Parthenonfriese bei weitem den größten Teil der Reliefs in Anspruch nehmen. Wettreitende Epheben führt uns das Fig. 76 abgebildete Vasengemälde vor, auf dem wir links eine, die Bahnschranken bezeichnende Säule sehen. Überhaupt


Fig. 76.



Wettreitende Epheben.

sind Darstellungen reitender Epheben auf Vasenbildern nicht selten. Aber ein eigentlicher methodischer Reitunterricht ist deswegen für die ältere Zeit doch nicht vorauszusetzen, wenigstens nicht als Teil des Ephebenunterrichtes, obgleich es schon zu Platos Zeit Reitlehrer gab, welche mit fremden Pferden gut umzugehen wußten. In späterer Zeit scheinen sich die Kosmeten gelegentlich um den Reitunterricht gekümmert zu haben, doch fehlen speziellere Angaben. Wir wollen bei dieser Gelegenheit gleich bemerken, daß den Griechen weder Hufeisen noch Steigbügel bekannt waren; man mußte also, wenn nicht irgend ein Trittstein in der Nähe war, auf das Roß springen und that dies meist mit Hilfe der Lanze als Springstab. Sättel waren gleichfalls unbekannt, dafür legte man in der Regel Decken auf;

Digitized by Google

und wenn wir am Parthenon und auf den Vasenbildern die Epheben ohne solche reiten sehen, so ist das jedenfalls ebenso als künstlerische Freiheit zu betrachten, wie wenn die dort reitenden Epheben vielfach ohne Chiton erscheinen. So in der bloßen Chlamys ohne Untergewand auf ungesatteltem Pferde im Festzuge zu reiten, würde wohl auch dem abgehärtetsten athenischen Jüngling als ein sehr zweifelhaftes Vergnügen erschienen sein.

Was noch anderweitige, nicht direkt zur Gymnastik gehörige körperliche Fertigkeiten anlangt, so erwähnen wir bei dieser Gelegenheit, daß Schwimmen zu den schon von frühester Jugend auf geübten, allgemein verbreiteten Fertigkeiten gehörte und als so unerläßlich für einen jeden betrachtet wurde, daß man es sprichwörtlich als Kennzeichen eines ganz ungebildeten Menschen bezeichnete, wenn man sagte, er verstehe sich weder auf Schwimmen, noch auf das Alphabet. Die berühmtesten Schwimmer waren die Bewohner der Insel Delos, doch zeichneten sich auch die Athener darin aus. Besondere Schwimmlehrer gab es jedenfalls nicht, die Kinder lernten dies, wie es ja heut meist noch geschieht, von selbst oder unter Anleitung ihrer Väter.

Aus Inschriften wissen wir ferner, daß die attischen Epheben alljährlich Wasserfahrten vom Piräeus bis zum Hafen Munychion, in späterer Zeit auch nach Salamis veranstalteten, welche den Charakter eines Ruderwettstreites (Regatta) getragen zu haben scheinen. Damit waren sogar in hellenistischer Zeit auch Seegefechts-Übungen verbunden, so daß damals die Epheben in den Elementen der Nautik einigermaßen bewandert gewesen sein müssen, wenn nicht vielleicht jene Seegefechte bloß den Charakter von Schifferspielen trugen und mehr für Unterhaltungen, wie sie auch in unseren modernen Ruderklubs vorkommen, als für ernste kriegerische Zwecke berechnet waren, zumal ja in jenen Zeiten, wo Athen seine politische Bedeutung längst verloren hatte, eine wirkliche Vorbereitung auf den Seekrieg für die jungen Athener keinen bestimmten Zweck mehr hatte.

Digitized by Google

Endlich fanden, und zwar schon in früheren Jahrhunderten, auch Übungsmärsche der Epheben in den Landgemarkungen statt, welche teils mit ihrer militärischen Stellung als Grenzhut verbunden waren, teils die Erweiterung der Lokal- und Terrainkenntnis sowie die Übung im Marschieren und Reiten zum Zweck hatten. Da sie hierbei gelegentlich wohl in schwerer Rüstung ausrücken und in der Regel in schnell hergerichteten Zelten und bisweilen wohl auch unter freiem Himmel bivouakieren mußten, so boten diese Märsche zugleich eine treffliche Gelegenheit, sich an die Strapazen des Kriegslebens zu gewöhnen.

Trotzdem nun aus dem bisher Dargelegten begreiflich ist, daß die Ephebenerziehung im wesentlichen einen halb gymnastischen, halb militärischen Charakter trug, also vornehmlich der körperlichen Ausbildung gewidmet war, so war doch andererseits vielfach den jungen Männern auch Gelegenheit zu weiterer geistiger Fortbildung gegeben. Ob freilich die Epheben der Mehrzahl nach auch alle davon Gebrauch zu machen pflegten, das können wir nicht mehr sagen; denn jedenfalls handelte es sich hierbei nur um freiwillige, nicht unumgänglich mit der übrigen Ephebenbildung zusammenhängende Gegenstände, obgleich allerdings im zweiten Jahrhundert v. Chr. bereits die Einrichtung bestand, daß die Kosmeten auch über den fleißigen Besuch der verschiedenen Gymnasien Athens seitens der Epheben Aufsicht zu führen hatten.

Was die Gegenstände der höheren Ephebenbildung anlangt, so war den Jünglingen zunächst die Möglichkeit gegeben, sich in den schon im Knabenalter begonnenen Fächern der Arithmetik und Geometrie mit Astronomie, sowie in der Musik und der Zeichenkunst zu vervollkommnen; ganz besonders aber erlangen seit dem vierten Jahrhundert die verschiedenen damals entstehenden Philosophenschulen Bedeutung für die geistige Ausbildung der Epheben. Während zwar im fünften Jahrhundert die Sophisten auch schon Unterricht an jünger und ältere Männer erteilt hatten, aber gegen Bezahlung, wurde nun seit Plato der höhere Unterricht nicht bloß regelmäßig or-

Digitized by Google

ganisiert, sondern auch unentgeltlich und erhielt dadurch auch noch seine besondere Bedeutung für die Epheben, daß er von da an auch äußerlich in enge Verbindung mit der Ephebenerziehung trat, indem die für den gymnastischen Unterricht bestimmten öffentlichen Gymnasien zugleich als Lokalitäten für den Unterricht in der Philosophie dienten. Plato und seine Schule lehrten, wie bekannt, in der Akademie, Aristoteles und die Peripatetiker im Lykeion, Antisthenes und die kynische Schule im Kynosarges; auch die Stoiker lehrten anfangs im Lykeion, später aber in der sogenanten Stoa poikile, der „gemalten Halle", an der alten Agora in Athen; und nur die epikuräische Sekte hing mit keinem der bestehenden Gymnasien zusammen. Der Zusammenhang der genannten Schulen mit den Gymnasien war freilich ein mehr äußerlicher und bestand wohl wesentlich darin, daß die denselben gehörigen Grundstücke und Gärten in den Bezirken der betreffenden Gymnasien gelegen waren; indessen trug gerade dieser Umstand, daß die Schulen einen festen, von dem jeweiligen Schulhaupt verwalteten Grundbesitz hatten, sehr wesentlich zur Stabilität der Schulverhältnisse bei. Allerdings haben wir uns diese Philosophenschulen nicht als höhere Schulen im modernen Sinne zu denken; stand auch an der Spitze einer jeden ein Oberhaupt, welches die Leitung in Händen hatte und bei seinem Tode entweder mündlich oder testamentarisch den Nachfolger bestimmte, so ist von organisierten Studienplänen, von einem bestimmte Stunden des Tages regelmäßig in Anspruch nehmenden Unterricht und überhaupt von Verhältnissen, welche mit denen unserer Universitäten sich nach gewisser Hinsicht vergleichen können, erst in der römischen Kaiserzeit die Rede. Im vierten Jahrhundert aber und in der hellenistischen Periode bestand der Unterricht jedenfalls in nichts weiter, als daß das Schulhaupt mit seinen Schülern entweder in freiem Vortrag oder in Disputatorien die verschiedenen Zweige der Philosophie und Ethik behandelte; dazu kamen die praktischen Übungen in der Rhetorik, welche teils ebenfalls von Philosophen, theils

Digitized by Google

und wohl häufiger von bedeutenden Theoretikern der Redekunst, wie z. B. Isokrates, in mehrjährigen Kursen abgehalten wurden. Bereiteten sich dadurch vielfach junge Leute auf ihren künftigen staatsmännischen oder advokatorischen Beruf vor, so beginnt andererseits in der hellenistischen Periode auch das grammatisch-philologische Studium, namentlich durch die Gelehrtenschulen von Alexandria, Pergamon, Antiochia, eine gewisse Bedeutung für den Unterricht zu erlangen, da die berühmten Gelehrten jener Schulen zahlreiche Schüler anzogen. Doch liegen diese Studien bereits der eigentlichen Ephebenbildung fern.

Im allgemeinen dürfen wir sagen, daß die Erziehung der Epheben in der besten Zeit des griechischen Altertums vor allem darauf ausging, der Jüngling körperlich und geistig zu einem tüchtigen Bürger in universellem Geiste heranzubilden, so daß er dem Staate ebenso im Krieg als im Frieden, in amtlicher Stellung oder als einfacher Privatmann ersprießliche Dienste zu leisten imstande war, daß dagegen jegliche Fachbildung, jegliche Bevorzugung der einen oder andern Seite des Unterrichts, wenn wir absehen von dem Vorwiegen des gymnastischen Elementes, ausgeschlossen war. Es ist das um so begreiflicher, als das griechische Altertum höhere Berufsklassen in unserem Sinne ja nicht kennt.

Viel kürzer können wir uns hinsichtlich der Erziehung der Mädchen fassen, weil da von Unterricht nicht viel die Rede war. Die Sphäre, auf welche das weibliche Geschlecht fast in allen griechischen Staaten angewiesen blieb, war das Haus; bei der im allgemeinen untergeordneten Stellung, welche die Frauen, wie unten noch näher dargelegt werden wird, namentlich in den ionischen Staaten einnahmen, hielt man es daher nicht für erforderlich, denselben irgend welchen besonderen Unterricht angedeihen zu lassen. Von höheren Töchterschulen ist demnach keine Rede; notdürftig lernten die Mädchen in den besseren Familien von Müttern oder Wärterinnen etwas Lesen und Schreiben, woran bei den Frauen der unteren Stände jedenfalls gar nicht zu denken ist; und damit, sowie mit einigen

Digitized by Google

oberflächlichen Kenntnissen in Religion und Mythologie, wie man sie eben aus Erzählungen und allenfalls aus etwas Dichterlektüre sich erwerben konnte, war die geistige Ausbildung der Mädchen in der Regel zu Ende. Bisweilen kam wohl auch noch etwas musikalischer Unterricht hinzu; und Ausnahmen giebt es ja auch in ionischen oder äolischen Staaten, wo wir Frauen von höherer geistiger Ausbildung finden. Aber in der Regel war es nur den durch die Sitte zu freierem Auftreten berechtigten Hetären möglich, im ungezwungenen Umgang mit den Männern sich eine weitergehende litterarische und musische Bildung anzueignen; und eben daher kommt es auch, daß wir selbst Männer von hoher geistiger Bedeutung gern den Verkehr mit solchen Frauen aufsuchen sehen, und daß wenigstens in Athen die Männer, wenn sie Anregung im Umgang mit geistreichen Frauen suchten, fast nur auf diese Klasse angewiesen waren: freilich durch eigene Schuld, indem das halb orientalische System, die Frauen gegen außen hin abzuschließen und lediglich zu Verwalterinnen des Hauswesens zu degradieren, notwendig das Niveau der weiblichen Durchschnittsbildung herabdrücken mußte. Immerhin kam es wohl nicht selten vor, daß ein Mann, der ein junges, mit offenem Herz und Sinn begabtes, bildungsfähiges Mädchen heimführte, dasselbe auch geistig zu sich emporzuheben und ihre Fähigkeiten weiter zu entwickeln bestrebt war, wie uns das Xenophon in einer kleinen Schrift (Oikonomikos) sehr anschaulich schildert.

Dagegen waren die griechischen Frauen allem Anschein nach sehr wohl erfahren in weiblichen Arbeiten, als Spinnen und Weben, Nähen und Sticken, Fertigkeiten, die sie jedenfalls auch von den Müttern und Wärterinnen erlernten; eine schulmäßige Unterweisung fand darin ebenso wenig statt, wie in der Kochkunst, in der die griechische Hausfrau ebenfalls bewandert sein mußte.

Freilich fand dies System der Mädchenerziehung nicht allseitige Billigung, wie wir aus Plato entnehmen, welcher in sei-

Digitized by Google

nen „Gesetzen“ besonderen Mädchen-Schulunterricht in den für das weibliche Geschlecht geeigneten Gegenständen verlangt und nicht bloß musische, sondern auch gymnische Ausbildung der Frauen anstrebt. Dies ist in Athen allerdings immer nur Theorie geblieben; daß jedoch die Verhältnisse nicht überall gleich lagen, lehrt uns eine Inschrift von Teos, welche zwar schon aus späterer Zeit herrührt, in der aber ausdrücklich gemeinschaftlicher Unterricht von Knaben und Mädchen bezeugt ist.

Daß in Sparta die Mädchenerziehung einen ganz andern Charakter trug als in Athen, hängt mit der gänzlich veränderten Stellung zusammen, welche die Frauen dort einnahmen und von der weiter unten noch die Rede sein wird. Lebten auch die jungen Spartanerinnen nicht, wie die Knaben, in gemeinschaftlichen Verbänden, sondern verblieben innerhalb der Familie, so trug doch auch für sie der Staat Sorge, vornehmlich dafür, daß durch eifrige gymnastische Übungen, welche im wesentlichen die gleichen waren, wie die der Knaben, nur mit entsprechenden Modifikationen, ihr Körper ausgebildet und gestählt wurde. Dazu hatten sie selbstverständlich ihre besonderen, von den Turnschulen der Knaben getrennten Übungsplätze, wo sie im Laufen, Springen, Ringen, Speer- und Diskuswerfen, sowie in verschiedenen, teils militärischen, teils mehr orchestischen Lauf- und Hüpfübungen unterrichtet wurden. Sie trugen hierfür eine besondere Tracht; Fig. 77 zeigt uns eine elische Wettläuferin; die (im Vatikan befindliche) Statue von altertümlichem Stile stellt ein kräftiges Mädchen dar, das mit einem kurzen, gegürteten Chiton bekleidet ist, welcher nur einen kleinen Teil der Oberschenkel bedeckt und die rechte Brust freiläßt. Doch darf diese speziell für Turnübungen berechnete Tracht nicht verwechselt werden mit derjenigen, in welcher die spartanischen Jungfrauen für gewöhnlich erschienen; allerdings war auch diese von der gewöhnlichen griechischen Mädchentracht abweichend, da der Chiton ein geschlitzter, auf der einen Seite offener war, wie oben S. 52 erwähnt worden ist. Indessen war trotz dieser etwas freien

Digitized by Google

Fig. 77.



Elische Wettläuferin. Statue des Vatikan.

Digitized by Google

Tracht und trotzdem, daß Jungfrauen und Jünglinge, welche in ionischen Staaten fast nie anders als bei religiösen Festen sich zu sehen Gelegenheit hatten, in Sparta häufig zusammen kamen, namentlich bei öffentlichen Wettkämpfen, Spielen, Festchören u. s. w., der Ruf der spartanischen Mädchen ein fleckenloser. Die systematischen körperlichen Übungen erzeugten dabei gesunde Frauen von kräftigem Wuchs und blühender Hautfarbe, wie andrerseits durch diese Erziehungsweise der männlich entschlossene Sinn, durch den sich die lakonischen Frauen und Mütter auszeichneten, eingepflanzt und genährt werden mußte. Von geistiger Bildung war freilich auch in Sparta bei den Mädchen umsoweniger die Rede, als ja, wie wir gesehen haben, dieselbe auch bei den spartanischen Knaben sehr hinter der physischen zurückstand.

IV.

Eheschließung und Frauenleben.

Schulbesuch und muntere Spiele füllten, wie wir gesehen haben, die Knabenzeit des jungen Atheners, eifrig fortgesetzte gymnastische Übungen, gelegentlich auch wissenschaftliche Studien und militärische Thätigkeit seine Ephebenjahre aus. Mit dem Eintritt in die bürgerliche Ephebie erlangte er allerdings auch das Recht, seine politischen und bürgerlichen Pflichten auszuüben, sich an Volksversammlungen und sonstigen öffentlichen Institutionen zu beteiligen; allein die jungen Leute scheinen in den ersten Jahren ihrer politischen Mündigkeit davon nicht viel Gebrauch gemacht zu haben. Gab es doch außer jenen Beschäftigungen noch allerlei anderes, was sie von ernsterer Thätigkeit abzog: lustiger Verkehr mit Kameraden, Trinkgelage, und meist dazu auch der Umgang mit gefälligen und jedem, der einen einigermaßen gefüllten Beutel aufzuweisen hatte, schnell gewoge-

Digitized by Google

nen Hetären, welche die athenische Jugend für den mangelnden Verkehr mit den Bürgertöchtern entschädigen mußten. Denn wenn wir die öffentlichen Dirnen und die in der Regel dem gleichen Gewerbe ergebenen Flöten- und Kitharspielerinnen, welche bei den Gelagen aufzuspielen pflegten, ausnehmen, war vom Umgang beider Geschlechter in Athen wenig oder gar nicht die Rede. Wie oben angedeutet, gab es nur sehr wenig Gelegenheiten, wo die Mädchen aus der engen Gebundenheit der Frauenwohnung in die Öffentlichkeit traten; und in dieser, mehr orientalischem Brauche sich nähernden Abgeschlossenheit des weiblichen Geschlechts, welche die ionischen Griechen vielleicht von Kleinasien her angenommen hatten, während die Dorier darin ganz andern Sitten folgten, liegt einer der größten Mängel des attischen Lebens, der uns namentlich in den Lustspielen des vierten Jahrhunderts (der sog. neuern attischen Komödie) entgegentritt, in denen meistens ein nach modernen Begriffen rein sinnliches, ja nicht selten unmoralisches Liebesverhältnis die Grundlage bildet und die Liebe im schönsten Sinne des Wortes fast nie zur Darstellung kommt. Freilich wäre es verfehlt, wenn man das Vorhandensein einer auf wahrhafte innere Zuneigung, auf Gleichstimmung der Seelen und Erkenntnis der geistigen Vorzüge begründete Liebe den Griechen absprechen wollte; schon der von Dichtern und Künstlern hervorgehobene Gegensatz der Aphrodite Urania als der himmlischen, geistigen und der Aphrodite Pandemos als der schlechtweg sinnlichen Liebe könnte uns vom Gegenteil überzeugen, wenn wir nicht auch in der Litteratur hinreichend Beispiele von wahrhaft reiner Liebe im edelsten Sinne des Wortes fänden, bei welchen die überall daneben vorhandene Beimischung des sinnlichen Elementes, zumal wenn man an das lebhaftere Temperament des Südländers denkt, nur der wird tadeln wollen, welcher unter totaler Verkennung des Naturgesetzes eine rein überirdische Liebe im Sinne christlicher Ascetik als Ideal preist. Von einem solchen Ideal haben freilich die Griechen niemals etwas gewußt.

Digitized by Google

Aber entschieden eine Seltenheit war es, wenn solche Liebesverhältnisse schon vor der Ehe unter Jünglingen und Jungfrauen sich anknüpften; hierzu fehlte eben meistens die Gelegenheit. Dagegen kam es sehr häufig vor, daß trotz der konventionellen Formen der Eheschließung das eheliche Verhältnis sich in dem bezeichneten Sinne entwickelte; und man muß sich sehr davor hüten, das eheliche Leben in Griechenland oder speziell in Athen lediglich nach den stark übertreibenden Schilderungen eines Aristophanes oder den verbissenen, auf entschiedener Weiberfeindschaft beruhenden Tiraden eines Euripides zu beurteilen. Weder waren die Weiber ihrer überwiegenden Mehrzahl nach so oberflächlich, so verbuhlt, so zänkisch, wie sie bei den genannten Dichtern uns meist geschildert werden, noch die jungen Männer durchweg so liederlich, so ehefeindlich, so pietätlos, wie sie in der Mehrzahl der neuern attischen Lustspiele erscheinen.

Damit hatte es allerdings seine Richtigkeit, daß die Eheschließung so, wie wir es in den nach griechischen Originalen schildernden Komödien des Plautus und Terenz finden, in der Regel lediglich auf einem Kontrakt zwischen den Vätern oder Vormündern des jungen Paares beruhte, nicht die Folge eines Liebesverhältnisses war, das sich zwischen Jüngling und Jungfrau entsponnen hätte. Die Väter machten es untereinander ab, daß sie ihre Kinder zusammengeben wollen; bisweilen übernahm eine Freiwerberin, die sogenannte Promnestria, d. h. eine Frau, welche mit den Verhältnissen der Bürgerfamilien bekannt war und die aus dem Zusammenbringen von Ehen gewissermaßen ein Geschäft machte, die Vermittlung. Gleichheit der Vermögensverhältnisse war dabei ein stehender Gesichtspunkt; daß beide Parteien volles Bürgerrecht genossen, selbstverständlich, wohingegen nahe Verwandtschaftsgrade (natürlich Ascendenten und Descendenten ausgeschlossen) kein Hindernis abgaben. Das Mädchen wurde bei der Verlobung in der Regel erst gar nicht um seine Einwilligung gefragt; für sie verstand es sich ganz von selbst, daß sie den ihr von den Eltern bestimmten Mann

Digitized by Google

nahm, und da sie sonst keine männlichen Bekanntschaften hatte, so wird auch nur selten Einsprache dagegen erhoben worden sein. Meist kannte sie wohl den ihr bestimmten Bräutigam ebensowenig näher, wie dieser sie, höchstens von flüchtigem Sehen bei Ausgängen oder Festen. Eher mochte der prädestinierte Bräutigam Einwendungen machen, wenn ihm die ihm zur Braut bestimmte Jungfrau nicht gefiel; doch konnte auch hier wohl meistens der Vater seinen Willen durchsetzen, da er den Sohn, wenn dieser nicht durch irgendwelchen Beruf sich selbst seinen Unterhalt gewann, was in den bessern Ständen nicht vorkam, vollständig in seiner Hand hatte. Die Väter resp. der Vormund des Mädchens, wenn dieselbe eine Waise war, schlossen denn auch den Verlobungsvertrag ab, in welchem die Mitgift der Braut und meist auch gewisse Abmachungen über eventuelle Gütergemeinschaft, über Rückgabe der Mitgift im Falle von Scheidung oder Verstoßung u. dgl. m. festgesetzt wurden. Der homerische Brauch, daß im Gegenteil der Bräutigam Gaben darbringt, um sich eine Braut zu gewinnen, und daß der Vater seine Tochter demjenigen giebt, welcher die reichsten Brautgaben verspricht, war schon frühzeitig abgekommen und vielleicht auch in der heroischen Zeit nur bei vornehmen Geschlechtern üblich gewesen. In den historischen Zeiten aber galt eine Mitgift als fast unerläßliche Grundlage der Eheschließung; so sehr, daß Töchter oder Schwestern unbemittelter Bürger nicht selten auf Kosten wohlthätiger Freunde oder arme elternlose Mädchen durch ihren Vormund ausgesteuert wurden; bei verdienten Bürgern übernahm sogar der Staat die Ausstattung der Töchter. Die Verlobung selbst war in den meisten Fällen lediglich eine Rechtshandlung, welche der privaten Abmachung der Väter folgte und als wesentliche Voraussetzung einer rechtsgiltigen Ehe betrachtet wurde; dagegen war es im allgemeinen nicht üblich, diesen Akt noch in geselliger Weise durch ein gemeinschaftliches Mahl zu begehen.

Entsprechend der im Süden viel früher als bei uns eintretenden Geschlechtsreife heirateten die Mädchen meist schon sehr

Digitized by Google

jung, nicht selten bereits mit fünfzehn Jahren, ja noch früher; doch war die Zeit vom 16. bis 20. Jahre wohl das gewöhnliche Alter der Verheiratung für das weibliche Geschlecht. Beim männlichen kennen wir keine bestimmte Altersgrenze nach unten hin; doch wird man nicht fehlgehen, wenn man da das 20.—30. Jahr als dasjenige betrachten, in welchem die meisten zur Eheschließung schritten. Wie lange Zeit man in der Regel zwischen Verlobung und Hochzeit vergehen ließ, wissen wir nicht, auch gab es dafür schwerlich bestimmte Gebräuche; nur dafür liegen Beispiele vor, daß letztere oft unmittelbar auf die Verlobung folgte. Ob und in welcher Weise, im Falle eines dazwischen liegenden längeren Zeitraumes, irgendwelcher Verkehr zwischen Braut und Bräutigam stattfand, entzieht sich gleichfalls unserer Kenntnis. Die Hochzeit selbst fand meist im Winter statt, und namentlich war der darnach benannte Monat Gamelion (Ende Januar und Anfang Februar) hierfür beliebt. Auch hielt man sich dabei gern an gewisse, als glücklich geltende Tage und vermied vor allem den abnehmenden Mond. Sehr beachtenswert ist aber gegenüber sowohl der modernen als der römischen Sitte, daß die Hochzeit zwar durch Opfer und sonstige feierliche Zeremonien einen religiösen Charakter erhielt, aber an und für sich doch weder ein religiöser noch ein juristischer Akt war. Die Rechtsverbindlichkeit der Ehe beruhte eben auf der Verlobung, die religiöse Weihe aber gab nicht der Priester, dieser hatte vielmehr in der Regel mit der Hochzeitsfeier gar nichts zu thun, sondern die im Gebet angerufenen und durch Opfer geehrten Hochzeitsgötter, als welche vornehmlich Zeus und Hera, Apollo, Artemis und Peitho (die Göttin der Überredung, welche bewirkt, daß die Braut sich dem Manne hingiebt) betrachtet wurden. — Versuchen wir nunmehr, uns von dem Verlauf einer athenischen Hochzeitsfeier, so weit wir darüber aus den Schriftstellern unterrichtet werden, eine Vorstellung zu machen.

Unter den feierlichen, einen religiösen Charakter tragenden Gebräuchen, welche der Hochzeit vorauszugehen pflegten, spielt

Digitized by Google

eine wichtige Rolle das bräutliche Bad. Braut sowohl wie Bräutigam nahmen, entweder am Morgen des Hochzeitstages selbst oder schon am Tage zuvor, ein Bad, zu welchem das Wasser aus einem Fluß oder von einer für besonders heilig geltenden Quelle geholt wurde: so in Athen von der Quelle Kallirrhoe (oder Enneakrunos), in Theben aus dem Ismenos; und zwar war der holende ein Knabe aus der nächsten Verwandtschaft, obgleich uns daneben auch von abweichenden Gebräuchen und von Jungfrauen, welche das Brautbadwasser holten, berichtet wird. Weiterhin brachte die Braut der Artemis oder sonst einer der Hochzeitsgöttinnen Spenden und Weihgaben dar: ihr Kinderspielzeug, abgeschnittene Locken u. dgl. m. Wichtiger war selbstverständlich das in der Regel wohl am Tage der Hochzeit selbst begangene Opfer, über dessen Ausführung wir freilich nur wenig Einzelheiten wissen. Dargebracht wurde dasselbe den obengenannten Hochzeitsgottheiten, entweder gemeinschaftlich oder einzelnen darunter; beteiligt waren daran sowohl die Familie des Bräutigams als die der Braut. Bestimmte Vorschriften betreffs der zu opfernden Tiere scheinen hierfür nicht bestanden zu haben; erwähnt wird der Brauch, die Galle des Opfertiers zu entfernen und nicht mit den übrigen Eingeweiden zu verbrennen, um dadurch symbolisch anzudeuten, daß jegliche Bitterkeit der Ehe fernbleiben solle.

Wie sich an die meisten Opfer, sobald dieselben mit Schlachtung von Tieren verbunden waren, ein festliches Mahl anschloß, bei welchem das Fleisch der geopferten Tiere als Hauptgericht verzehrt wurde, so folgte auch dem Hochzeitsopfer eine gemeinschaftliche Mahlzeit, und zwar in der Regel im Hause der Braut, deren Vater das Mahl ausrüstete. Da dasselbe jedenfalls nach gewöhnlichem Brauche gleich den andern Mahlzeiten am Nachmittag stattfand, so dürfen wir die sonstigen, am Hochzeitstag erfolgenden Gebräuche wohl auf den Vormittag verlegen. Dies Hochzeitessen war eine der wenigen Gelegenheiten, bei denen Männer und Frauen gemeinschaftlich speisten, was

Digitized by Google

sonst nur im engsten Familienkreise, nicht aber bei größeren Mahlzeiten zu geschehen pflegte; ja es scheint, als sei der Luxus dieser Hochzeitsgesellschaften so sehr gestiegen, daß der Staat sich genötigt sah, die Zahl der Geladenen gesetzlich zu beschränken. Während Plato, freilich nicht bloß für Hochzeitsmahle, sondern für jede gesellige Bewirtung, nur fünf Freunde und fünf Verwandte von jeder Seite des Ehepaares, im ganzen also etwa zwanzig Personen (ohne die Gastgeber) gestatten wollte, setzte eine Verordnung des vierten Jahrhunderts v. Chr. dreißig als Maximum für Hochzeiten fest und beauftragte mit der Sorge für Innehaltung dieser Verfügung die sog. Gynäkonomen (Aufsichtsbehörde über die Frauen), welche darüber sogar mit solcher Strenge gewacht zu haben scheinen, daß sie bei solchen Gelegenheiten in die Häuser gingen, die Festteilnehmer abzählten und jeden über die gesetzlich erlaubte Zahl hinaus anwesenden fortwiesen. Die Braut erschien beim Mahle, wie auch wohl schon bei den vorhergehenden Opfern, im bräutlichen Schmuck. Eine Verwandte oder Freundin, welche etwa die Stelle einer heutigen Brautjungfer vertrat und den Namen Nympheutria führte, übernahm es für diese Gelegenheit, die Braut zu putzen, sie mit kostbaren Essenzen zu salben und ihre Toilette zu besorgen, zu welcher Kleider aus feinem, vermutlich buntem Stoff, besondere Schuhe, Bänder und Blumen im Haar gehörten, sowie als spezielles Zeichen des Brautstandes der den Kopf bedeckende, tief herabreichende und auch das Gesicht zum Teil verhüllende Schleier. Auch der Bräutigam erschien in festlicher weißer Kleidung, die sich jedoch nicht durch besonderen Schnitt, als vielmehr durch Feinheit des Stoffes vor der Alltagskleidung auszeichnen mochte; auch er war bekränzt, was man übrigens auch von den andern Teilnehmern an den Hochzeitsfeierlichkeiten annehmen muß, nur daß sowohl bei der Braut wie beim Bräutigam für die Kränze besondere Blumen, welchen man glückverheißende Bedeutung beilegte, gewählt wurden. — Von bestimmten, speziell bei Hochzeiten beliebten Gerichten erfahren wir

Digitized by Google

nichts, dagegen spielten die Kuchen, welche bei den Griechen vielfach in symbolische Beziehung mit festlichen Tagen gesetzt wurden, eine wichtige Rolle, namentlich Sesamkuchen gehörten auf die Hochzeitstafel. Als ein besonderer eigentümlicher Brauch, der in Athen bestand, wird angeführt, daß ein Knabe, von dem beide Eltern noch am Leben sein mußten, mit Weißdorn und Eicheln bekränzt eine Schwinge mit Gebäck herumtrug und dabei ausrief: „Dem Unheil entfloh ich, Besseres fand ich!"

Nachdem das Mahl, sowie auch sonst festliche Schmäuse, durch Spende und Gebet seinen Beschluß gefunden hat, erfolgt nun, wenn das Dunkel des Abends hereingebrochen, die Heimführung der Braut in das Haus des Bräutigams. Nur wenn die Vermögensverhältnisse des jungen Paares sehr bescheidene sind, geht die Neuvermählte in dem sie geleitenden Zuge zu Fuß; wenn irgend möglich, nimmt sie zwischen dem Bräutigam und dem Brautführer (den Paranymphos oder Parochos), zu welchem man einen nahen Verwandten oder guten Freund des Bräutigams wählte, auf einem von Rindern oder Pferden gezogenen Wagen Platz. Die übrigen, den Zug geleitenden Personen, d. h. alle, welche am Mahle teilgenommen haben, und ihnen sich anschließend vielleicht noch anderes Publikum, gehen zu Fuß unter dem Schall von Kitharn und Flöten hinter dem Wagen drein, während einer als Führer dem Zuge voranschreitet. Unter dem Gefolge nimmt den Ehrenplatz ein die Mutter der Braut, welche die am häuslichen Herde entzündeten Brautfackeln in der Hand trägt; so nimmt die Braut das heilige Feuer ihrer Heimat mit in ihr neues Heim. Darum bildeten die Alten auch den Gott der Hochzeit, den Hymenaios, mit dem Symbol der Fackel ab. Wenn außerdem vielleicht auch andere Teilnehmer des Zuges fackelhaltend einhergehen, so entspricht das nur der Gewohnheit, bei abendlichen Ausgängen oder Aufzügen sich der Fackeln zu bedienen; eine tiefere Bedeutung wohnt jedenfalls allein den Fackeln der Brautmutter bei. Das Brautgeleit singt dabei, während sich der Zug durch die Straßen zum Hause des

Digitized by Google

Bräutigams bewegt, das Hochzeitslied, den sogenannten Hymenaios, wie er z. B. am Schluß der „Vögel“ des Aristophanes angestimmt wird:

„Der Hera im hoh'n Olymp
vermählten die Moiren einst
den mächtigen Götterherrn
auf ragendem Wolkenthron
in so fröhlicher Hochzeit.
Hymen, o Hymenaios!

Der herrliche Liebesgott
mit Flügeln von Gold, er hielt
die Zügel mit straffer Hand,
Brautführer dem Bräut'gam Zeus
und der seligen Hera.
Hymen, o Hymenaios!“

An der festlich bekränzten Thür des Bräutigams erwartet die Mutter des letzteren, ebenfalls Fackeln haltend, den nahenden Zug. Eine Spende von allerlei Nasch- oder Zuckerwerk, welches man hier über das Brautpaar ausstreut, soll in halb scherzhafter, halb symbolischer Weise den reichen Segen andeuten, welcher sich über sie auch weiterhin ergießen soll; andererseits wird auch der ernsten Arbeit nicht vergessen, welche ihr neuer Stand nunmehr von der jungen Frau fordert: eine am Brautgemach befestigte Mörserkeule (zum Zerkleinern der Getreidekörner dienend) erinnert sie an ihre Aufgabe als Hausfrau, und in altathenischem Brauch trägt die Braut sogar selbst beim Hochzeitszug irgend ein Haushaltungsgerät, ein Sieb oder ein Röstgeschirr oder dgl. mit sich. Ein anderer symbolischer Brauch, welcher ebenfalls auf eine Vorschrift des Solon zurückgehen sollte, ist der, daß sie nach ihrer Ankunft in der neuen Behausung einen Quittenapfel verzehrt, wohl im Hinblick darauf, daß die kernreiche Quitte gleich der Granate ein Sinnbild der Fruchtbarkeit war.

Die Mutter des Bräutigams geleitet sodann das Brautpaar in den Thalamos, das Brautgemach, in welchem das

Digitized by Google

schöngeschmückte, blumenduftende eheliche Lager aufgeschlagen ist; der Bräutigam verschließt, nachdem alle sie verlassen, die Thür, und während sich ihm die Braut nun zum ersten Male entschleiert, stimmen die draußen stehenden Jünglinge und Jungfrauen der Hochzeitsbegleitung noch ein Liedchen an, entweder noch ein paar Strophen des Hymenaios oder ein eigenes sog. Epithalamion, wie man diese vor dem Brautgemach gesungenen Lieder nannte, mit Lobpreisungen des bräutlichen Paares u. dgl., wobei es an allerlei naheliegenden scherzhaften Anspielungen nicht fehlen mochte, da die natürliche Sinnlichkeit der Griechen Prüderie in derlei Dingen nicht kannte. So beginnt das theokritische Epithalamion der Helena:

„Bist du in Schlummer so früh denn gesunken, du teurer Vermählter?
Wohl sind die Kniee dir schwer und du liebst es, so zeitig zu schlafen?
Hast du so tüchtig getrunken, daß dich auf das Lager es hinwarf?
Trieb es so früh dich zu Bette, so mußtest du füglich allein gehn,
mußtest die Braut bei der liebenden Mutter mit anderen Mädchen
lassen beim Spiel bis zum Tag, denn übermorgen und morgen,
und so von Jahre zu Jahr, Menelaos, gehöret die Braut dir.“

Und es schließt mit den Versen:

„Schlaft und haucht in die Brust euch Liebesentzücken und Sehnsucht,
aber vergesset nur nicht, wenn das Frührot naht, zu erwachen!
Wir auch kehren zurück in der Früh', wenn der Morgenverkünder
recket den glänzenden Hals lautkrähend hervor aus dem Neste.
Hymen, o Hymenaios, an dieser Vermählung erfreu' dich!“

(Übers. von A. Eberz).

Es kam auch wohl vor, daß die jungen Burschen, bevor sie den Heimweg antraten, durch Pochen und Klopfen an der Brautkammer allerlei Unfug verübten, obgleich ein Freund des Bräutigams an der Thür Wache hielt, angeblich damit die Jungfrauen ihrer vermählten Kameradin nicht zu Hilfe eilen könnten. Daß bisweilen der Chor am Morgen früh zurückkehrte und die Erwachten begrüßte, deutet der Schluß des obenangeführten Epithalamions an.

Digitized by Google

Am Morgen nach der Hochzeit empfingen die Neuvermählten die Besuche und Glückwünsche ihrer Verwandten und Freunde. Wie der Mann seiner jungen Gattin, so machten auch die Besucher dem jungen Paare allerlei kleine Geschenke; doch erfolgte deren Überreichung bisweilen auch erst am zweiten Tage nach der Hochzeit, denn es bestand (vielleicht freilich nur in Athen) der eigentümliche Brauch, daß der Gatte am Tage nach der Hochzeit in das Haus seiner Schwiegereltern übersiedelte und dort eine Nacht getrennt von seiner Frau zubrachte; diese schickte ihm dann ein neues Gewand zu, worauf er zu ihr zurückkehrte. Bei Gelegenheit der Hochzeitsgeschenke wurde mitunter auch die Mitgift überreicht, nebst allerlei zur Aussteuer gehörigen Gegenständen, als Gefäßen, Salben, Sandalen, Toilettengeräten u. dgl. m. Den Abschluß der ganzen Hochzeitsfeierlichkeiten machte dann ein Schmaus, welcher entweder vom Vater des Bräutigams in seinem Hause oder vom Bräutigam selbst gegeben wurde; doch waren bei diesem Mahle vermutlich keine weiblichen Gäste eingeladen. Immerhin hatte dies Mahl für die junge Frau eine gewisse Bedeutung; in Athen schloß sich nämlich daran ihre feierliche Einführung bei den Geschlechtsmitgliedern, den sogenannten Phratores, zu welchen die Braut durch ihre Verheiratung nunmehr gehörte (jede Phyle oder Stammesgenossenschaft in Athen zerfällt in drei Phratrien, jede von diesen in dreißig Geschlechter; die Mitglieder der Phratrien, die sog. Phratores, beaufsichtigen die Reinheit der bürgerlichen Abstammung, weshalb auch jedes neugeborne Kind in ihre Register eingetragen werden mußte). Durch diesen Akt erhielt die Ehe gewissermaßen eine officielle oder wenigstens öffentliche Legitimation.

Unter den uns erhaltenen Denkmälern fehlt es nicht an solchen, welche sich auf Hochzeit und Eheschließung beziehen; indessen ist dabei in der Regel eine mythologische Form gewählt, nicht ein Abbild der wirklichen Szene des täglichen Lebens gegeben. So sehen wir wohl öfters das Brautpaar auf einen Wagen einherfahren, aber die Geleitenden sind die Hochzeits-

Digitized by Google

götter in Person, Apollo vornehmlich und Artemis; und wenn uns die Darbringung der Hochzeitsgaben an die Neuvermählten im Bilde vorgeführt wird, so ist es meist das berühmte Brautpaar Peleus und Thetis, welches wir dargestellt sehen, und die ihnen die Gaben überreichenden sind wiederum Götter, Hephästos, die Horen u. a. m. So hat denn auch die Darstellung des Vasengemäldes, welches wir hier in Figur 78 mitteilen, einen mythologischen Charakter, obgleich sie sich jedenfalls sehr an die Formen der Wirklichkeit anlehnt. Dargestellt ist die Ankunft der Braut am Hause des Bräutigams. Dieser steht selbst, auf seinen Speer gelehnt (der aber sicherlich ein heroisches Attribut ist, welches bei Hochzeiten in der historischen Zeit nicht vorkam), vor der Thür seines Hauses; von links her kommt die Braut, kenntlich an dem ihr Haupt bedeckenden Schleier; sie naht sich zaghaften Schrittes und schamvoll zögernd, weshalb die ihr folgende Brautführerin sie mit beiden Händen sacht vorwärts schiebt, während der voranschreitende Brautführer sie an



Fig. 78.

Empfang der Braut am Hause des Bräutigams.

Digitized by Google

der linken Hand gefaßt hält. Apoll mit dem Lorbeerstab und Artemis mit Köcher und Bogen schauen teilnehmend auf die Braut hin, vor ihnen aber streckt eine Frau, entweder die Brautwerberin oder die Mutter der Braut, begrüßend beide Arme dem Bräutigam entgegen.

Daß die Hochzeitsgebräuche in den verschiedenen griechischen Staaten mannigfache Unterschiede aufweisen, ist selbstverständlich und wird uns durch manche gelegentliche Notiz bezeugt. Am fremdartigsten scheint uns die lakonische Sitte, welche die vermutlich in hohes Alter zurückgehende Form des Brautraubes, die sich noch in manchen Sagen (die Dioskuren und die Leukippiden z. B.) deutlich ausspricht, symbolisch beibehalten hat. Wir erfahren dabei gar nichts von einer eigentlichen Hochzeitsfeier; der Bräutigam entführte seine Verlobte (denn die Verlobung von seiten des Vaters der Braut mußte natürlich auch hier vorausgehen) aus dem Hause der Eltern und übergab sie in seiner Behausung der sog. Nympheutria, einer älteren Frau aus der Verwandtschaft oder nahen Freundschaft. Während er selbst nun wie alle Tage zu dem gemeinschaftlichen Mahle, welches alle lakonischen Bürger und Jünglinge vereinigte, sich begab, schor die Nympheutria der Braut das Haar kurz ab, bekleidete sie mit männlicher Tracht und Männerschuhen und ließ sie so im Finstern auf einer Streu sich niederlegen. Wenn dann der Bräutigam heimkehrte, löste er der Braut den Gürtel und trug sie selbst in seinem Arm auf das Brautbett. Merkwürdigerweise bewahrte die junge Ehe auch weiterhin zunächst noch für kurze Zeit den Schein des Geheimnisses; der junge Gatte lebte und schlief wie sonst als Junggeselle mit den anderen jungen Bürgern zusammen und schlich sich nur heimlich und verstohlen zu seiner Frau. Ähnliche Bräuche herrschten auch auf Kreta. Wie lange freilich diese wunderlichen Sitten sich in den dorischen Staaten erhalten haben, wissen wir nicht.

Was nun die Stellung der Frauen gegenüber den Männern und in der Häuslichkeit anlangt, so haben wir da

Digitized by Google

den Gegensatz einerseits der heroischen und der historischen Zeit, andererseits der dorischen und der ionisch-attischen Staaten (von den äolischen wissen wir nur wenig) zu beachten. In der heroischen Zeit nahm die Frau, soweit wir das aus den homerischen Gedichten beurteilen können, eine geachtete und in vieler Hinsicht dem Manne gleichberechtigte Stellung ein. Wie das gesamte griechische Altertum, so kennt auch die heroische Zeit nur die Monogamie; Vielweiberei ist lediglich orientalischer Brauch. Freilich war es in jenen alten Zeiten ganz gewöhnlich, daß die Fürsten und Vornehmen neben ihren rechtmäßigen Gemahlinnen, den Töchtern aus ebenbürtigem Stande, noch verschiedene Sklavinnen oder kriegsgefangene Frauen sich als Kebsweiber hielten; der Begriff der ehelichen Treue fand überhaupt nur für die weibliche Hälfte seine Anwendung, während der Mann nach dieser Hinsicht sich vollkommen frei bewegen durfte und niemand ihm aus außerehelichen Verhältnissen einen Vorwurf machte. Immerhin fehlt es nicht an Anzeichen, welche uns beweisen, daß in Ehen, in denen die Gatten vorzüglich miteinander harmonierten, der Mann sich aller Konkubinatsverhältnisse enthielt; das ist z. B. der Fall bei Hektor, bei Laertes und Odysseus, wenn auch letzterem seine kleine Untreuen bei der Kirke und der Kalypso als etwas durchaus Selbstverständliches nachgesehen werden. Wo wir näher in das eheliche Leben hineinblicken können, wie das namentlich bei Hektor und Andromache, Odysseus und Penelope der Fall ist, da erscheint uns dasselbe in einem durchaus günstigen Lichte; es dringt hier sogar oft ein Ton wahren Herzensgefühls durch, welches sonst in der Auffassung der Ehe im heroischen Zeitalter meistens fehlt; denn im wesentlichen ist damals wie überhaupt in der alten Welt die Ehe lediglich eine zur Fortpflanzung des Geschlechtes begründete Einrichtung, in welcher die südliche Sinnlichkeit und deren Befriedigung eine größere Rolle spielt, als die geistige Zuneigung der Ehegatten. Damit hängt es denn auch zusammen, daß Ehebruch seitens der Frau zwar als ein Fehltritt betrachtet

Digitized by Google

wurde, oder keineswegs mit Notwendigkeit Trennung der Ehe nach sich zog; und wenn auch die allgemeine Auffassung der Frau nicht im geringsten solche Freiheit in der ehelichen Treue einräumte, wie dem Mann, so zeigt doch das Beispiel des Ares und der Aphrodite und nicht minder das trauliche Verhältnis, in welchem wir in der Odyssee den betrogenen Ehemann Menelaos mit seiner durch viele Jahre hindurch ihm treulosen, nun wieder mit ihm vereinten Helena finden, wie leicht man sich damals über derartige Vergehen auch seitens der Gattin hinwegsetzte. Freilich hatte nicht jede treulose Frau die Entschuldigung, durch Aphrodite selbst zur Untreue angestiftet worden zu sein, wie Helena. — Was das Leben der Frauen im heroischen Zeitalter anlangt, so ist zwar ihre hauptsächlichste Beschäftigung die Besorgung des Hauswesens und die weiblichen Arbeiten, denen sie sich gemeinschaftlich mit Dienerinnen in den besonders gelegenen Frauengemächern hingiebt; aber sie leben doch keineswegs so hermetisch abgeschlossen, wie die Frauen der Orientalen in ihrem Harem. Gelegentlich bewegten sie sich in der Gesellschaft der Männer, nahmen an Opferfesten und Schmäusen teil u. s. w.; und wenn sie auch bei Ausgängen in der Öffentlichkeit nicht ohne Geleit von Dienerinnen waren, so zeigt doch das Beispiel der zur großen Wäsche sich an den Meeresstrand begebenden Nausikaa, daß man dazumal jungen Mädchen verhältnismäßig viel größere Freiheit der Bewegung gestattete, als später.

Am meisten Ähnlichkeit mit den Verhältnissen des heroischen Zeitalters hinsichtlich der Ehe und der ehelichen Lebens weisen in der historischen Zeit die dorischen Staaten auf. Auch hier finden wir dieselbe vollkommen unverhüllte Tendenz, daß der Ehebund zunächst auf Kindererzeugung berechnet und deshalb da ist; ja dieser Grundsatz tritt in einer uns sehr sonderbar anmutenden Nacktheit auf, insofern die lykurgische Gesetzgebung es sogar gestattet, daß der Mann seine ehelichen Pflichten vorübergehend auf einen andern übertrug, wenn Kinderlosigkeit der Ehe

Digitized by Google

die Erhaltung der Familie gefährdet erscheinen ließ. Trotz dieser Freiheit — oder vielleicht gerade wegen derselben — war der Ehebruch in Sparta selten, und zwar nicht bloß von seiten der Frauen, sondern auch die Männer hielten viel mehr auf Bewahrung der ehelichen Treue, als in Athen und anderen griechischen Städten; daher auch das Hetärenwesen, welches sehr zur Untergrabung des Familienlebens beigetragen hat, in Sparta ganz und gar keine Ausbreitung erlangt hat. Die Sitte des Konkubinats, die wir in der heroischen Zeit noch ganz allgemein verbreitet fanden, war freilich in der historischen Zeit nicht bloß in Sparta, sondern auch sonst überall in Griechenland abgekommen; außerhalb Spartas jedoch mehr der Form, als der Sache nach. — Allein nicht nur das eheliche, sondern auch das häusliche Verhältnis der Gatten ist in Sparta ein edleres und und unsern modernen Anschauungen näher liegendes, als in der ionisch-attischen Welt. Wenn auch in Sparta wie anderwärts das Haus und seine Verwaltung den Mittelpunkt bildet, um welchen das Leben der Frau sich dreht, so ist sie deswegen doch nicht zur bloßen Schaffnerin herabgewürdigt; schon der äußerliche Umstand, daß der Lakonier seine Frau mit dem ehrenvollen Namen „Herrin" (Despoina) anredet, spricht dafür, daß man ihr eine gewisse Gleichberechtigung neben dem Gemahl zuerkannte, die sich auch darin aussprach, daß der Mann die Gattin zur Teilnehmerin seiner Interessen zu machen, über ernste Angelegenheiten mit ihr Rat zu halten pflegte. Es erschien das den übrigen Griechen so sonderbar, daß sie die Spartaner als Pantoffelhelden betrachteten; davon ist nun freilich nicht die Rede, wohl aber kennt die lakedämonische Geschichte viel mehr Beispiele von wahrhaft bedeutenden Frauen und ausgezeichneten Müttern, als die athenische. Uns modernen Menschen mögen die Spartanerinnen, in denen das starke Vaterlandsgefühl so oft den Sieg über die zarteren Empfindungen des Weibes davonträgt, allerdings mitunter unsympathisch erscheinen: aber unsere volle Achtung können wir diesen Frauengestalten nicht versagen.

Digitized by Google

Dem gegenüber hatte die Stellung, welche die Frau in den Staaten ionischen Stammes einnahm, einen mehr an orientalische Sitten erinnernden Charakter, welcher sich schon darin ausspricht, daß die Frau den Mann mit „Herr“ anzureden gewöhnt ist. Für den Athener ist die Frau gewissermaßen ein untergeordnetes Wesen, welches gut dazu ist, ihm Kinder zu gebären und sein Haus in Ordnung zu halten, das sich aber nicht über diese Sphäre hinaus erheben darf. Nicht bloß in den öffentlichen Angelegenheiten hatte die Frau zu schweigen: das ist selbstverständlich und nicht allein athenischer Grundsatz; sondern auch die Privatangelegenheiten ihres Mannes selbst blieben ihr in der Regel fremd. Der Mann lebte ja nur wenig im Hause; das öffentl'che Leben, Berufspflichten oder Staatsdienst, Pflege der Gymnastik, der Verkehr mit Altersgenossen u. dgl. hielten ihn den größten Teil des Tages seiner Behausung und Familie fern; bei den Mahlzeiten traf man allerdings zusammen, aber auch da mußte die Frau sich zurückgezogen halten, sobald der Hausherr sich Gäste eingeladen hatte. — Wir haben schon oben gesehen, daß in den meisten Fällen Mann und Frau sich vor der Verheiratung kaum kannten; ob ihre Charaktere zusammenstimmten, das konnte erst in der Ehe zu Tage treten, und da mochte sich oft genug zeigen, daß ein gegenseitiges Verstehen und Ineinanderaufgehen unmöglich war. Dann ging ein jedes seinen Weg, wenn es nicht etwa zu Zank und Streit kam. Freilich kam es auch vor, daß ein verständiger Mann sein junges, unerfahrenes und zu dem Manne wie zu einem höheren Wesen aufschauendes Weib, wenn es bildungsfähig war, zu sich heraufhob, sie an seinen Plänen und Interessen teilnehmen ließ und so zu einer wirklichen Lebensgefährtin im wahren Sinne des Wortes zu machen wußte; aber das gewöhnliche war das sicherlich nicht, und in der Regel blieben die Sphären des Mannes und der Frau ganz getrennt. Dabei trug das immer mehr überhandnehmende Hetärenwesen sehr viel dazu bei, die ehelichen Bande zu lockern. Daß verheiratete Männer Hetären besuchten

Digitized by Google

oder daß sie mit Sklavinnen Liebesverhältnisse anknüpften, war sehr gewöhnlich, und in den meisten Fällen drückte die Frau dabei ein Auge zu; nur hielt man in der Regel auf eine gewisse Wahrung des äußerlichen Anstandes. Wenn der Mann es sich etwa beifallen ließ, eine Hetäre in sein Haus aufzunehmen, so war das ein genügender Scheidungsgrund; eine Konkubine hielten sich zwar unverheiratete Männer sehr häufig, und es gab da Verhältnisse, welche den ehelichen sehr nahe kamen, aber im Hause selbst konnte ein verheirateter Mann nicht mehr so offen, wie in der heroischen Zeit, sich sein Kebsweib halten. Ja auch wenn ein Mann im Verkehr mit Hetären seine Familie gar zu sehr vernachlässigte oder geradezu schädigte, etwa durch Vergeudung des Vermögens, so konnte die Frau, natürlich vorausgesetzt, daß sie eine Vollbürgerin war, daraufhin eine Klage einreichen. Auch darin wurde wenigstens der äußerliche Anstand gewahrt, daß anstößige Reden in Gegenwart von Frauen streng verpönt waren, und daß es für einen Fremden durchaus unerlaubt war, in Abwesenheit des Hausherrn die Frauengemächer zu betreten. Die Kinder wurden zu strengstem Gehorsam und Ehrerbietung nicht bloß gegen den Vater, sondern auch gegen die Mutter angehalten.

Im allgemeinen freilich fand die Frau gegenüber ihrem Manne vor dem Gesetze wenig Schutz; Untreue seitens des Gemahles gab an und für sich allein der Frau noch keinen Grund zu gerichtlicher Klage oder Scheidung. Umgekehrt wurde allerdings von der Frau strengste Erfüllung ihrer Pflicht verlangt, und Untreue seitens der Frau, die übrigens trotz der strengen Abgeschlossenheit nichts seltenes war, da gefällige Sklavinnen oder habgierige Kupplerinnen dazu jederzeit bereitwillig die Hand boten, wurde in den meisten Staaten nicht nur durch den Verlust gewisser Ehrenrechte bestraft, sondern war ein an sich vollkommen ausreichender Scheidungsgrund, von welchem der Mann namentlich dann Gebrauch zu machen moralisch gezwungen war, wenn die Thatsache des Ehebruchs allgemein war bekannt geworden. Gegen den Liebhaber der Frau schritt das Gesetz nicht ein, wohl

Digitized by Google

aber hatte der betrogene Ehemann das Recht, denselben körperlich zu züchtigen, ja sogar, wenn er ihn in flagranti betraf, zu töten, falls er es nicht vorzog, was oft genug vorkommen mochte, sich seine Schande mit einem Stück Geld bezahlen zu lassen. — Auch bei der Scheidung der Ehe war die Frau dem Manne gegenüber schlimmer daran. Es hängt mit der losen Form der Eheschließung zusammen, daß auch die Trennung sich ohne Schwierigkeiten vollzieht. Der Mann konnte seine Frau verstoßen oder zu ihren Eltern zurückschicken, die Frau das Haus des Gemahles einfach verlassen, womit die Ehe in der Regel schon als getrennt galt. Freilich war die Gattin im letzteren Falle verpflichtet, beim Archonten persönlich die Beschwerdeschrift gegen ihren Mann einzureichen, weil mit der Trennung selbstverständlich verschiedene Rechtsfragen, namentlich betreffs der Mitgift verbunden waren; meist mußte der Mann, wenn er die Frau ohne genügenden Grund verstieß, die Mitgift an sie oder an ihren rechtlichen Vertreter (Vater, Bruder oder Vormund) zurückzahlen, es wäre denn konstatierter Ehebruch seitens der Frau die Veranlassung der Verstoßung gewesen. Wenn aber auch in diesen Verhältnissen scheinbar eine Gleichberechtigung der Frau gegenüber dem Manne liegt, so stellt sich die Sache in Wahrheit etwas anders, da eine Frau jedenfalls nur aus den allertriftigsten Gründen freiwillig ihren Mann verließ, während der Mann, der die Frau verstieß, dabei oft genug rein willkürlich oder auf nichtige Vorwände hin handelte; und dazu kam noch, daß bei der politischen und bürgerlichen Unmündigkeit des weiblichen Geschlechts eine Frau, welche ihren Gatten verläßt oder von ihm verstoßen wird, nicht für sich allein und selbständig weiter leben darf, sondern sofort wieder in ein Abhängigkeitsverhältnis, sei es gegen ihren Vater, sei es, wenn derselbe nicht mehr am Leben ist, gegen den Bruder oder den ihr gesetzlich bestellten Vormund, zurückkehrt. Wie manche Frau mochte lieber das Äußerste von ihrem Gatten erdulden, ehe sie den harten Weg ins Vaterhaus zurückkehrte!

Digitized by Google

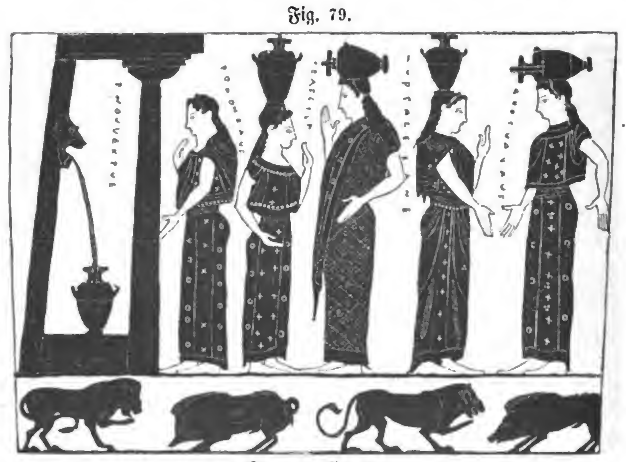
Was das Leben der athenischen Frauen anlangt, so beschränkte sich dasselbe wesentlich auf die Häuslichkeit. Die für die Hausfrau, die Kinder resp. später die erwachsenen Töchter und die weiblichen Sklaven bestimmte Abteilung des Wohnhauses war in der Regel von den übrigen Wohnräumen gesondert; und wie für die Jungfrau, heißt es bei einem griechischen Schriftsteller, die die Frauenwohnung gegen die andern Räume abschließende Thür die Grenze bildet, so für die Hausfrau die Hofthür, welche das Haus gegen die Straße hin abschließt. Nun darf man das freilich nicht so verstehen, als ob die griechischen Frauen ganz und gar nicht in der Öffentlichkeit erschienen wären. Namentlich die gewöhnlichen Bürgerfrauen, bei denen überhaupt die Verhältnisse vielfach ganz anders lagen, als bei den Frauen der bessern Stände, betraten die Straße häufig genug: nicht nur diejenigen, welche durch ihren Beruf, z. B. als Verkäuferinnen, dazu gezwungen waren, sondern auch die ärmeren Bürgerfrauen, welche wenig oder gar keine Sklaven zur Verfügung hatten, mußten behufs Einkaufs von Nahrungsmitteln und sonstigen Haushaltungsbedürfnissen täglich das Haus verlassen. Sehr gewöhnlich war es auch, daß die Frauen an den öffentlichen Brunnen Wasser holten und dabei wohl auch ein kleines Plauderstündchen abhielten; in wohlhabenden Häusern fiel das Geschäft des Wasserholens allerdings den Sklavinnen anheim. Derartige Brunnenbesuche kommen nicht nur in Schilderungen aus der Sage und aus dem wirklichen Leben öfters vor, sondern werden uns auch in den Denkmälern, zumal in den Vasengemälden, häufig vorgeführt. Wir geben ein derartiges Beispiel hier in Fig. 79, einem Vasengemälde des altertümlichen Stils. Links sehen wir das mit einem dorischen Säulenvorbau versehene Brunnenhaus, in welchem das Wasser aus einem Löwenmaul in einen darunter gestellten Wasserkrug (sog. Hydria) strömt; die Frau, welche den Krug zu füllen gekommen ist, steht dabei und wartet, bis er voll ist. Rechts stehen vier andere Frauen paarweise im Gespräch; zwei haben ihre Hydrien bereits

Digitized by Google

gefüllt und tragen sie nach der hübschen, auch heute noch im Süden gewöhnlichen Sitte auf dem Kopfe, wobei sie ein kleines Tragpolster sich auf den Scheitel gelegt haben; die beiden andern haben, wie die Lage der Krüge zu erkennen giebt, ihre Gefäße noch leer.

Frauen der besseren Stände gingen selbstverständlich nicht ohne Begleitung einer Dienerin oder eines Sklaven auf die

Fig. 79.



Frauen am Brunnen.

Straße, und auch so nicht gerade häufig. Eine ehrbare Frau blieb so viel als möglich daheim; war doch die niemals ihr Gehäuse verlassende Schildkröte, das Symbol des häuslichen Lebens, ein Attribut der Aphrodite Urania. Darum wählten die Frauen gern die Fenster des Oberstockes, welcher meistens als Frauenwohnung diente, zu ihrem Aufenthalt, und von da aus auf die Straße herabzublicken wird für viele Frauen die einzige Unterhaltung und Abwechselung in den Tagesgeschäften gewesen sein.

Digitized by Google

Denn gemeinschaftliche Zusammenkünfte der Frauen, wie sie die Männer so häufig hatten, also antike Kaffeegesellschaften, gab es nicht; man besuchte einander gelegentlich, außerdem aber waren nur ein paar Feste im Jahre, bei denen die Frauen mit Ausschluß der Männer zusammenkamen und es oft recht ausgelassen herging, wie z. B. an den Thesmophorien. Zu den eleusinischen Feierlichkeiten fuhren die Frauen sogar in großem Putz im Wagen; und auch am Panathenäenfest nahmen sie teil, wobei ihnen die Metökentöchter einen Stuhl und den Sonnenschirm nachtragen mußten. Im allgemeinen hat es den Anschein, als ob im Lauf der Zeit man in bezug auf das öffentliche Erscheinen der Frauen nachsichtiger geworden sei als früher, wenn auch nicht überall die Freiheit so weit gegangen sein wird, wie in Alexandria, zur Zeit der Ptolemäer, wo wir in einem Idyll des Theokrit zwei Bürgerfrauen, allerdings in Begleitung ihrer Dienerinnen, sich bei der Feier des Adonisfestes im dicksten Menschengedränge bewegen sehen. Die mannigfaltigen Widersprüche, welche sich hinsichtlich des öffentlichen Erscheinens der Frauen bei den alten Schriftstellern finden und die ebenso auseinandergehende Meinungen der neueren Gelehrten über diesen Punkt hervorgerufen haben, sind jedenfalls teils auf zeitliche, teils auf lokale Unterschiede zurückzuführen.

Überall aber und immer galt im Altertum wie heute als die eigentliche Sphäre der Frau die Besorgung des Hauswesens, eine Aufgabe, welche, je größer die Familie und die Sklavenzahl war, um so mehr die ganze Kraft und Aufmerksamkeit der Herrin in Anspruch nahm. Galt es doch nicht bloß, die Nahrung für das Haus, wozu auch häufig das im Hause bereitete Brot gehörte, zu besorgen oder wenigstens die Speisenbereitung zu überwachen, sondern auch die Kleidung für die sämtlichen Hausangehörigen herzustellen; denn nur ausnahmsweise kaufte eine Hausfrau, welche über zahlreiche Sklaven zu verfügen hatte, Stoffe oder Gewänder fertig in der Werkstatt. So saß sie denn einen großen Teil des Tages über mit ihren

Digitized by Google

Töchtern und Mägden in einem eigens dafür bestimmten Raume des Hauses, wo die Webstühle aufgestellt waren. Da wurde zunächst die Wolle, die man meist in rohem Zustande kaufte, zur Verarbeitung hergerichtet, d. h. durch Auswaschen und

Fig. 80.



Spinnende Frau.

Schlagen gereinigt, dann gerupft und gekrempelt, — unangenehme Beschäftigungen, welche wegen der damit verbundenen Anstrengung meist den Mägden überlassen blieben; die zur Verarbeitung fertige Wolle wurde dann in große Arbeits- oder Spinnkörbe gethan, sog. Kalathoi oder Talaroi; und solche er-

Digitized by Google

blicken wir daher sehr häufig auf Denkmälern, welche uns Szenen des Frauenlebens vorführen. So zeigt eine in mehreren Repliken auf uns gekommene Statue der Penelope, dieses Urtypus einer arbeitsamen Hausfrau, unter ihrem Sessel den Spinnkorb. Beim Spinnen bediente man sich, da das Spinnrad dem Altertum fremd war, des Rockens und der Spindel, welche ganz ebenso gehandhabt werden, wie es heut noch im Süden üblich ist; man vergl. die Darstellung des Vasengemäldes Fig. 80. Die hier dargestellte Frau spinnt sitzend (anderwärts kommt auch

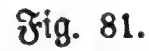


Fig. 81.



Frau am Webstuhl (Penelope).

Spinnen im Gehen oder Stehen vor), wobei sie den Spinnrocken mit der linken Hand in die Höhe hält; vor ihr befindet sich ein Gestell, an welchem Wolle oder Flachs befestigt zu sein scheint, als das Material, von dem man den Rocken auf's neue füllte. Beim Weben gebrauchte man einen ziemlich einfach konstruierten, aber doch die Herstellung schwieriger Gewebe und feiner Buntwirkerei ermöglichenden, aufrechtstehenden Webstuhl, wie ihn uns Fig. 81 ein Vasengemälde, welches die Penelope am Webstuhl darstellt, vorführt. Wir erkennen an dem bereits

Digitized by Google

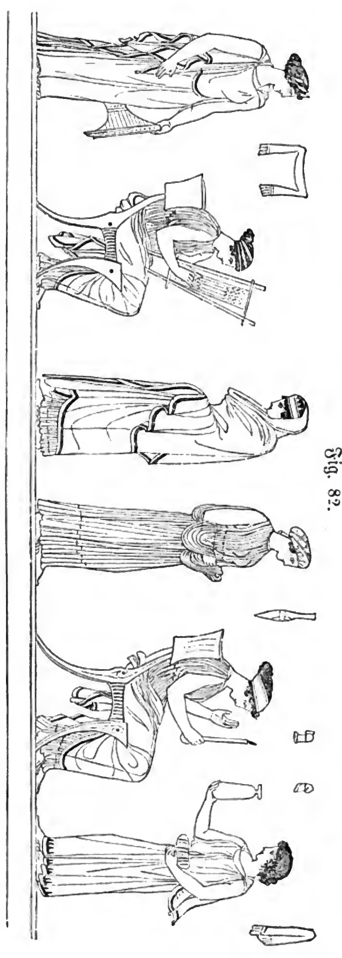


Fig. 82.

Frauen bei der Arbeit und Toilette.

fertigen Gewebe einen ornamentalen Rand und verschiedene figürliche Muster, welche eingewirkt sind; die Konstruktion des Webstuhles ist nur oberflächlich angedeutet und hat daher sehr verschiedenartige Erklärungen erfahren, auf die wir hier nicht näher eingehen können. — Eine größere Anzahl von Frauen, welche teils mit weiblichen Arbeiten teils mit ihrer Toilette beschäftigt sind, finden wir auf dem Fig. 82 abgebildeten Vasenbilde vereinigt. Links sehen wir hier eine Frau, welche in der gesenkten Linken einen Spinnkorb hält; weiter nach rechts sitzt eine zweite auf einem bequemen Lehnsessel (oder Kathedra) und hält in den Händen einen Stickrahmen, in welchen ein Stück Zeug eingespannt ist, während eine vor ihr stehende Frau ihr zuschaut. Eine vierte Frau weiter rechts, welche den

Digitized by Google

Bausch ihres Gewandes in die Höhe hebt, steht wahrscheinlich im Begriff, sich den Gürtel fest zu binden. Die vor ihr auf der Kathedra sitzende Frau hält vor sich einen nicht ganz deutlichen Gegenstand, vielleicht einen im Profil gezeichneten Handspiegel, in welchem sie sich erfreut betrachtet; ihr naht eine Dienerin, in





Frauen bei der Wäsche.

der Rechten ein Salbgefäß, in der Linken einen nicht sicher zu bestimmenden Gegenstand, vielleicht ein Nadelkissen, haltend.

Das Walken der gewebten Stoffe war nicht Sache der häuslichen Arbeit, da es mit zu vielen Umständen verbunden war und besondere Vorrichtungen erforderte; das besorgte daher der Walker, welchem auch die schmutzig gewordenen Kleider, soweit es sich dabei am Tuche, d. h. verfilzte Stoffe handelte, zuge=

Digitized by Google

schickt wurden. Dagegen wurden einfache Wollenkleider ebenso wie linnene selbstverständlich im Hause selbst gewaschen. Die anmutige Schilderung der Odyssee, wie Nausikaa mit ihren Gefährtinnen sich zur großen Wäsche an den Meeresstrand begiebt, ist jedem bekannt; ähnliche Szenen mochten auch später noch manchmal vorkommen, wenn es auch keine Königstöchter mehr waren und kein göttergleicher Held unvermutet auftauchend die Jungfrauen erschreckte. Wir geben in Fig. 83 ein Vasenbild, welches zeigt, in welcher Weise ein Künstler des fünften Jahrhunderts sich jenen Vorgang im Phäakenlande nach der Analogie seiner Zeit vorstellte. Auf der (hier nicht abgebildeten) linken Seite des Bildes, bei dem mit Athene gruppierten Odysseus, hängen allerlei Kleidungsstücke auf den Ästen eines Baumes zum Trocknen; auf der rechten hier abgebildeten Hälfte sind einige Jungfrauen mit dem Auswinden von Wäschestücken beschäftigt. — Die fertiggestellten oder neu gereinigten Gewänder wurden dann sorgfältig zusammengefaltet in eine Truhe gelegt, da man Schränke zum Aufhängen der Kleider, wie wir sie haben, nicht gekannt zu haben scheint.*) Das Fig. 84 abgebildete Vasengemälde zeigt uns zwei Frauen, welche mit der Zusammenfaltung eines gestickten Gewandes beschäftigt sind; eine links abgewandt stehende Frau dreht den Kopf nach ihnen um und schaut ihnen zu; am Boden steht ein Stuhl und eine Truhe, an der Wand hängt ein Spiegel und ein Gewandstück.

So mannigfaltig nun auch die häuslichen und wirtschaftlichen Beschäftigungen der Frauen sein mochten, so erlaubten sie ihnen daneben doch immer noch, auch auf ihre Toilette ein reichliches Quantum an Zeit zu verwenden. Denn so wenig ihnen auch Gelegenheit gegeben war, sich in schöner Kleidung und Schmuck von fremden Männern oder auch nur von Freundinnen bewundern zu lassen, so machten die Griechinnen in der Vorliebe für Putz und schöne Kleider doch durchaus keine Aus-

*) Vgl. Kunstgewerbe im Altert. II, 62 f.

Digitized by Google

nahme von ihrem Geschlecht. Reichliche Sorgfalt wurde zunächst schon auf die Körperpflege verwandt. Waschungen und Bäder waren selbstverständlich sehr gewöhnlich und letztere vielleicht häufiger, als heutzutage üblich. Badeszenen sind auf Denkmälern sehr oft abgebildet; namentlich finden wir in Skulptur und Malerei nicht selten Aphrodite oder eine schöne Sterbliche abgebildet, wie sie, entkleidet niederkauernd, sich von einer Dienerin aus einer Hydria Wasser über den Rücken gießen läßt. Auf

Fig. 84.

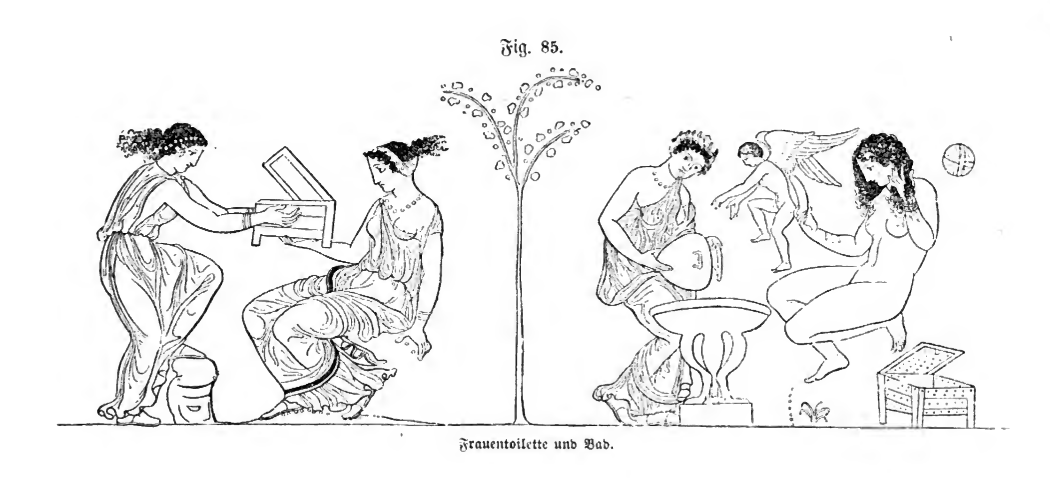


Zusammenfalten der Kleider.

dem in Fig. 85 abgebildeten Vasengemälde, wo daneben eine Toilettenszene dargestellt ist, gießt die eine Frau eben das Waschwasser in ein Becken, während eine andere entkleidet ihr Haar im Spiegel ordnet. Als Lokal solcher Szenen müssen wir uns ein eigens dafür bestimmtes Badezimmer denken, welches in den bessern Häusern nicht zu fehlen pflegte und im untern Stockwerk belegen war. Die gewöhnlichen, morgendlichen Waschungen nahm man entweder an großen, auf starkem Fuß ruhenden Becken

Digitized by Google

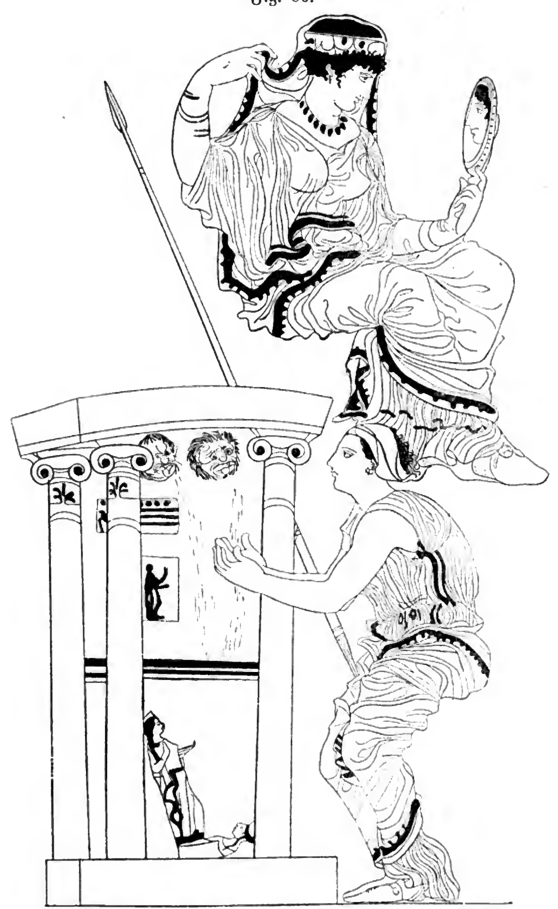
Fig. 85.



Frauentoilette und Bad.

Digitized by Google

Fig. 86.



Waschung am Brunnen und Vollendung der Toilette (Athene und Hera vor dem Urteilsspruch des Paris).

Digitized by Google

vor*) oder auch wohl direkt an einem im Hofe des Hauses belegenen Brunnen; Frauen der untern Stände vielleicht auch anstandslos an irgend einer der öffentlichen Brunnenanlagen. In naiver Weise läßt ein Vasenmaler auf einem das Urteil des Paris vorstellenden Bilde, von dem wir einige Figuren in Fig. 86 abbilden, Athena selbst in solcher Weise ihre Toilette vornehmen, bevor sie sich dem Richter präsentiert: sie hält beide Hände unter den aus der einen Brunnenmündung herauskommenden Strahl, offenbar in der Absicht, sich das Gesicht zu waschen; vorsichtig hat sie ihr Gewand, um es nicht zu bespritzen, zwischen die etwas eingebogenen Kniee geklemmt. Außerdem aber gab es auch größere gemeinschaftliche Bäder für Frauen, über deren Konstruktion und Art der Benutzung wir freilich aus alten Quellen nichts näheres wissen, deren Vorhandensein aber ebenso aus vereinzelten schriftlichen Notizen als aus Bildwerken mit Sicherheit hervorgeht. In außerordentlich anschaulicher Weise führt uns das Vasengemälde Fig. 87 in ein solches öffentliches Frauenbad. Es ist ein von dorischen Säulen getragener Raum, dessen Boden etwa einen Fuß hoch mit Wasser bedeckt ist, welches aus Tierköpfen unterhalb der Säulenkapitelle stets frisch zufließt; die Leitung geht wahrscheinlich durch die von Säule zu Säule herübergehenden Röhren, an denen die badenden Frauen ihre Kleider aufgehängt haben. Die Frauen, die ihre Haare in einzelne Zöpfe geflochten haben, um sie nicht zu sehr durchnässen zu lassen, haben sich unter die Douchen gestellt und lassen das Wasser auf Kopf, Rücken, Arme und Beine herabströmen, indem sie zum Teil noch mit den Händen die Haut abreiben. — Inwieweit auch die Frauen der besseren Stände solche öffentliche Bäder besucht haben, das wissen wir nicht; der Mittelstand, namentlich alle die, welche kein eigenes Badekabinett besaßen, stellten zu den Besuchern derselben jedenfalls das Hauptkontingent.

*) Vgl. Kunstgew. im Altert. II, 12.

Digitized by Google

Fig. 87.

T. IV. PL. XVIII.

Öffentliches Frauenbad.

Digitized by Google

Mit dem Baden war das Salben und Einreiben mit Ölen oder sonstigen wohlriechenden Substanzen verbunden; auch dies finden wir auf den Denkmälern oft dargestellt, wobei entweder die Dame selbst einer kleinen Salbflasche (Lekythos)*) sich bedient oder eine Gehilfin ihr daraus den Körper einreibt. Überhaupt pflegten wohlhabendere Frauen bei ihrer Toilette immer eine als Kammerzofe fungierende Sklavin bei der Hand zu haben, weshalb auf den zahlreichen Toilettenszenen der griechischen Vasenbilder die Frauen nur selten ohne fremde Hilfe beim Ankleiden sind. So sind z. B. in Fig. 88 zwei Frauen einer dritten bei der Toilette behilflich; die Herrin, die in der Mitte steht, ist im begriff, sich den Gürtel zuzubinden und hat dabei, um durch den überfallenden Bausch des Chitons nicht behindert zu sein, einen Zipfel desselben in den Mund genommen, vor ihr steht eine Dienerin und hält ihr den Spiegel vor; eine hinter ihr stehende Frau, welche mehr eine Freundin als eine Sklavin zu sein scheint, hält ein Schmuckkästchen in der Linken und reicht mit der Rechten eine daraus entnommene Perlenschnur der Dame dar. Auf attischen Grabstelen ist die Darstellung einer Dame mit ihrer Kammerzofe und dem Schmuckkästchen sehr häufig. Auch die Benutzung des Spiegels**) ist, namentlich beim Arrangement der Haartracht und des Kopfputzes, ein beliebtes Motiv der Kunstwerke. So sehen wir in Fig. 86, wie selbst Hera, bevor sie dem Paris sich zeigt, es für nötig hält, mit dem Handspiegel noch einiges an ihrem Schleier zurecht zu rücken; eine ähnliche Szene führt uns die anmutige tanagräische Terrakotta, Fig. 89, vor. Fig. 90 zeigt eine bereits fertig angekleidete Dame (vielleicht eine Braut), von zwei Kammerzofen bedient, deren eine ihr das geöffnete Schmuckkästchen vorhält, damit sie sich daraus noch etwas wähle, obgleich die sorgfältige Verhüllung der Dame jeden Schmuck entbehrlich zu machen scheint. Wir fügen diesen Ankleideszenen noch eine andere Darstellung aus dem Frauen-

---

*) Vgl. Kunstgewerbe II, 130 ff.

**) Vgl. über deren Form ebd. S. 136 ff.

Digitized by Google

Fig. 88.



Ankleideszene.

Digitized by Google

Fig. 89.



Dame, ihr Haar ordnend.

Digitized by Google

leben bei, Fig. 91, ein Vasenbild, dessen Deutung freilich noch nicht gefunden ist. Die hier dargestellte auf einem Stuhle sitzende Frau hat ihr rechtes Bein entblößt und den Fuß auf ein Gestell von eigentümlicher Form gesetzt; in der Hand hält sie eine Binde, als wolle sie damit den Fuß umwickeln. Eine andere, dabeistehende Frau sieht ihr zu; ein Spinnkorb und ein Sessel bilden die

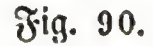


Fig. 90.



Dame (Braut?) bei der Toilette.

Staffage. Ob wir hier eine Szene der Toilette zu erkennen haben, vermag ich nicht zu sagen.

Die griechischen Frauen gebrauchten bei ihrer Toilette auch zahlreiche kosmetische Mittel. Nicht nur, daß der Körper mit wohlriechenden Essenzen eingerieben, die Haare mit duftenden Ölen und Pomaden gesalbt wurden: es war bei ihnen auch die häß- liche Sitte des Schminkens ganz allgemein verbreitet. Die Spartanerinnen, denen eine kräftige, gesunde Hautfarbe nachge-

Digitized by Google

rühmt wird, mögen davon wohl am wenigsten Gebrauch gemacht haben; daß es aber in Athen ganz allgemein war, dafür sprechen zahlreiche Zeugnisse der alten Schriftsteller. Diese große Verbreitung der wohl vom Morgenlande überkommenen Sitte hing

Fig. 91.



Szene aus dem Frauenleben.

vermutlich damit zusammen, daß die Frauen des ionisch-attischen Stammes wegen des Mangels an frischer Luft und Bewegung meist eine krankhaft blasse Farbe hatten und es daher für notwendig hielten, ihren Teint, und wäre es auch nur, um dem eigenen Manne mehr zu gefallen, künstlich zu verbessern. Die

Digitized by Google

zarte Farbe von Stirn und Kinn stellten sie mit Bleiweiß her, die Röte der Wangen mit Mennig, Meertang, Ochsenzunge oder anderen, meist vegetabilischen, Farbstoffen; eine besondere Fleischfarbe diente dazu, die Augen zu untermalen. Auch wurden die Augenbrauen mit schwarzer Farbe, welche man aus Kienruß oder pulverisiertem Antimon herstellte, gefärbt; und das Färben der Kopfhaare, was übrigens auch beim männlichen Geschlechte nichts Unerhörtes war, war schon im fünften Jahrhundert v. Chr. ganz gewöhnlich. Zum Auftragen der Schminke bediente man sich entweder einfach der Finger oder eines kleinen Pinsels. — Umsonst versandten die Dichter, zumal die Komiker, die schärfsten Pfeile ihres Spottes gegen diese Unsitte; vergebens schildern sie mit drastischen Farben, wie in der Hitze des Sommers von den Augen herab zwei schwarze Bächlein über das schwitzende Gesicht sich ergießen, das Rot der Wangen zum Hals herabfließt und die in die Stirn fallenden Haare vom Bleiweiß grau gefärbt werden. Das beste Mittel dagegen wäre vielleicht gewesen, wenn jeder Mann so vernünftig gewesen wäre, wie der in der oben (S. 145) angeführten Schrift des Xenophon uns geschilderte junge Ehemann, der seine Frau dadurch von der häßlichen Schminke abbringt, daß er ihr das Widersinnige dieser Unsitte ernstlich vorhält, sie darauf aufmerksam macht, wie unmöglich es für eine Frau sei, durch solche Kunstgriffe den eigenen Gemahl zu täuschen, da die Wahrheit doch jeden Augenblick an den Tag kommen müsse, und daß er vor allen Dingen seiner Frau anrät, nicht den ganzen Tag im Zimmer zu hocken, sondern sich im Hause zu tummeln, die Arbeit der Magd zu beaufsichtigen, der Schaffnerin zu helfen, auch wohl selbst beim Kneten von Teig und dergleichen mit Hand anzulegen und durch Aufschütteln und Zusammenlegen von Kleidern und dergleichen sich tüchtige Bewegung zu machen. Dann werde sie auch mit mehr Appetit essen, gesünder sein und von Natur eine bessere Farbe bekommen. Aber so kluge Ehemänner mochten nicht gerade häufig und auch nicht alle Frauen so folgsam sein, wie das junge Weibchen des Ischomachos.

Digitized by Google

Wir verzichten darauf, noch tiefer in die Toilettengeheimnisse der griechischen Damen, von denen wir noch manche Details kennen, einzudringen, und geben dafür in Fig. 92 dem Leser noch die Abbildung eines ebenso durch Feinheit der Zeichnung als durch

Fig. 92.



Toilettenszenen.

Abwechslung der dargestellten Szenen ausgezeichneten Vasengemäldes; dasselbe bildet den Schmuck des Deckels einer Thonschüssel oder Büchse, welche vermutlich kosmetischen Zwecken gedient hat. Wir sehen hier eine große Menge junger Mädchen versammelt, welche meist mit ihrer Toilette beschäftigt sind; so züchtig freilich

Digitized by Google

ihre Kleidung und ihr Benehmen erscheinen, so möchten wir doch bezweifeln, ob wir uns hier im Innern eines Familienhauses befinden: nicht nur die zahlreich angebrachten kleinen Eroten, sondern mehr noch die Anwesenheit eines Jünglings deutet darauf hin, daß wir hier Hetären vor uns sehen. Der Jüngling lehnt an dem Sessel einer reichgekleideten Frau von etwas matronalerem Aussehen als die andern, welche ein geöffnetes Schmuckkästchen in der Hand hält, aus dem sie einen Gegenstand zu entnehmen im begriff steht. Der junge Mann stützt sich auf einen Stab, an dessen unteres Ende ein Eros sich scherzend anklammert. Wenn wir in dieser Frau die Aufseherin der jungen Mädchen zu sehen haben, wie der Herausgeber des Vasenbildes, L. Stephani, meint, so wird auch dessen weitere Deutung, daß der Jüngling dieser Dame das Kästchen geschenkt habe, um sie für sich günstig zu stimmen und Zutritt zu den Mädchen zu erlangen, wohl das Richtige treffen. Gehen wir von dieser Gruppe weiter nach links, so treffen wir zunächst auf ein Mädchen, welches sich einen Handspiegel vorhält und in begriff scheint, sich die Haare noch etwas zu ordnen, da sie die Hand in die Höhe hebt; doch kann damit auch eine Geberde des freudigen Staunens über ihr Äußeres gemeint sein. Weiterhin ist eine Dienerin einem Mädchen behilflich, ihren Kopfputz zu vollenden; sie nestelt mit beiden Händen daran herum, während jene den Kopf etwas zu ihr herabbeugt und in den Händen bereits das Halsband hält, welches sie sich alsbald anlegen wird. Zwei Eroten stehen dabei, der eine mit einem undeutlichen Gegenstand (Tympanon?), der andere mit zwei Armbändern, wie es scheint, in den Händen. — Auf einer Kathedra, unter der ein Vogel (Ente?) sichtbar ist, sitzt sodann ein Mädchen, welches ein geöffnetes Kästchen hält, aus dem eine vor ihr stehende Frau ein feines Tuch oder einen Schleier herausgenommen hat, das sie nun entfaltet. Zwischen beiden am Boden steht ein Weihrauchgefäß, ein sog. Thymiaterion;*) weiterhin ein Eros, der

*) Vergl. Kunstgewerbe II, 162.

Digitized by Google

eine Lekythos in den Händen hält. — Auf eine Herme des bärtigen Dionysos stützt sich eine reichgekleidete Frauengestalt, mit beiden Händen einen Zweig zum Kranz zusammenbiegend; vor ihr steht ein an ihr aufblickender Hund. Weiter nach links sitzt auf einem Stuhl ohne Lehne ein Mädchen, deren Haare von einer Gehilfin geschmückt werden; es hat beide Hände auf die Kniee gelegt und hält sich ganz still, während die andere, nach dem Gestus ihrer Linken zu urteilen, etwas zu ihr zu sagen scheint: ein am Boden knieender Eros bindet dem sitzenden Mädchen die Sandale fest; ein Thymiaterion steht auch hier dabei. Es folgt eine stehende Frau mit reichem Kopfputz, die in der gesenkten Rechten einen Spiegel hält; zu ihren Füßen steht ein Gerät von ungewisser Bestimmung. — Weiterhin sehen wir einen kleinen, auf drei ziegenfüßig gebildeten Beinen ruhenden Tisch, an dem zwei junge Mädchen einander gegenübersitzen, das eine auf einer Kathedra, das andere auf einem einfacheren Sessel; unter der Kathedra ist ein Käfig mit einem kleinen Vogel sichtbar. Die Beschäftigung der Mädchen, welche ihre Hände auf die Tischplatte gelegt haben und von denen das eine einen unundeutlichen Gegenstand in der Linken hält, ist nicht zu bestimmen; wahrscheinlich treiben sie irgend ein Gesellschaftsspiel. Über ihnen schwebt ein Eros mit einem Blätterkranz; nahe ihm sieht man einen schön verzierten kleinen Koffer*). Endlich die letzte Frauengestalt steht vor einem Badebecken, in das sie beide Hände getaucht hat, wohl eher, um die Hände zu waschen, als um, wie der Herausgeber meint, irgend einen am Boden des Beckens befindlichen Gegenstand zu reinigen; denn eine häusliche Arbeit, wie die Wäsche eines Kleidungsstückes sein würde, paßt nicht zu dem Inhalt der übrigen Szenen. Eine schön geformte Hydria steht am Boden.

Über den Charakter der griechischen Frauen ein allgemeines Urteil fällen zu wollen, wäre eine etwas gewagte Aufgabe, zu-

*) Kunstgewerbe im Altertum II, 146.

Digitized by Google

mal die Stammesverschiedenheiten hier jedenfalls auch von bedeutendem Einflusse waren. Auch können wir uns in diesem Punkte auf unsere Quellen nur sehr teilweise verlassen, und ganz und gar nicht, wie schon oben angedeutet, auf den Spötter Aristophanes. Wenn es in dessen „Thesmophoriazusen" heißt, die Männer trauten der Treue ihrer Frauen so wenig, daß sie überall einen Buhlen witterten, die Frauengemächer unter Schloß und Riegel legten, sogar molossische Doggen eigens bloß dazu hielten, um Liebhaber zu verscheuchen, daß sie ferner ihnen die Schlüssel zur Speise- und Vorratskammer hätten abnehmen müssen u. s. w., so ist das eine ebenso arge Übertreibung, wie wenn all dies Mißtrauen gegen die Frauen ebendort scherzhaft als die Schuld des Euripides, der in seinen Dramen die Frauen so verdächtigt hätte, bezeichnet wird. Für die Dichter der älteren Komödie sind eben nur die liederlichen und verbuhlten Weiber ein dankbarer Vorwurf für ihren Spott; und das neuere attische Lustspiel, welches seine jungen Mädchen meist aus der Welt der Hetären entnimmt, wenn es auch ein beliebter Theatercoup ist, daß dieselben sich schließlich als verlorengegangene legitime Bürgertöchter entpuppen, zieht es ebenso vor, die Frauen mit wenigen Ausnahmen von der schlechten Seite und die Männer als arme Kreuzträger darzustellen. Das Lustspiel erreicht eben seinen Zweck, lachen zu machen, leichter, wenn auch nicht gerade besser, wenn es keine vollendet moralischen Charaktere auf die Bühne bringt; wer etwa aus unseren modernen Lustspielen und Possen einen Schluß ziehen wollte auf die heutige deutsche Frauenwelt, der würde auch nur eine Karrikatur erhalten. Im allgemeinen mag es ja richtig sein, daß die athenischen Frauen hinsichtlich ihres Charakters, als Frauen wie als Mütter, beträchtlich hinter den spartanischen zurückstanden, und in manchen Städten, wie z. B. in Korinth oder Byzanz, muß es nach den Nachrichten glaubwürdiger Schriftsteller mit der Moralität der Frauen in der That sehr schlecht bestellt gewesen sein; aber deswegen darf man doch bei weitem nicht die griechische Frauenwelt in Bausch und Bogen als verdorben

Digitized by Google

hinstellen. Von einem Vorwurf allerdings vermögen wir sie nicht freizusprechen, weil er zu häufig und zu bestimmt auftritt: dem der Hinneigung zum Trunk. Diese verderbliche Neigung war so allgemein verbreitet, daß an einigen Orten sogar gesetzlich den Frauen jeder Weingenuß untersagt war; und eben dieser Umstand hatte es bisweilen auch zur Folge, daß die Männer sich genötigt sahen, ihren Frauen die Schlüssel zu den Vorratskammern vorzuenthalten.

Wir können diesen Abschnitt nicht schließen, ohne jener Klasse von Frauen gedacht zu haben, welche ungehemmt von den Fesseln der Zucht und Sitte der freien Liebe huldigten und ihre Gunstbezeugungen einem jeden, der ihnen den verlangten Preis zahlte, verkauften. Hetären, „Gesellschafterinnen", nennen sie euphemistisch die Griechen, wenn sie die derben Ausdrücke dafür, an denen es freilich auch nicht fehlt, vermeiden wollen. Die heroische Zeit kennt sie anscheinend noch nicht; in der historischen Zeit finden wir dagegen die Hetären allgemein verbreitet und den Umgang mit denselben als etwas so gewöhnliches, daß daraus nicht einmal den verheirateten Männern, geschweige denn den unverheirateten, ein ernstlicher Vorwurf gemacht wurde. Die Gesetzgebung selbst betrachtete das Vorhandensein solcher Mädchen nicht nur als selbstverständlich, sondern als notwendig, und der Staat begünstigte daher die Anlegung öffentlicher Häuser für dieselben, scheint sogar häufig solche direkt veranlaßt oder selbst in die Hand genommen zu haben. So gab es namentlich an Hafenplätzen sehr viele derartige Freudenhäuser; und manche große Handels- oder Fabrikstädte, wie namentlich Korinth, genossen nach dieser Seite hin einer gewissen Berühmtheit, standen freilich zugleich in dem Rufe, daß der Aufenthalt daselbst für Fremde ebenso gefährlich als kostspielig sei. Neben solchen öffentlichen Häusern, in denen der Besucher ein bestimmtes Eintrittsgeld zahlte, dessen Höhe jedenfalls nach dem mehr oder weniger eleganten Anstrich, den dasselbe trug, wechseln mochte, gab es aber auch private Häuser von etwas anderem Charakter; sie

Digitized by Google

gehörten einem Kuppler oder einer Frau, oft einer altgewordenen Hetäre selbst, deren Eigentum die darin befindlichen Mädchen waren, sei es nun, daß sie dieselben direkt als Sklavinnen gekauft, sei es, daß sie sonst auf irgend eine Weise Eigentumsrecht über sie erworben hatten. Manche unter den armen Wesen, die durch die brutale Gewalt ihrer Herren zu ihrem traurigen Berufe gezwungen waren, waren als Kinder von ihren Eltern ausgesetzt und vom Kuppler aufgenommen und erzogen worden, um herangewachsen durch ihre Reize die Kosten der Erziehung reichlich ihren Eigentümern wieder einzubringen; wir erwähnten es schon oben als ein beliebtes Motiv der neuern Komödie, daß soche zu Hetären gewordene Mädchen später als Bürgerstöchter erkannt und mit ihrem Liebhaber verheiratet worden. Die Häuser, in denen diese Hetären ihr Dasein führten, waren von verschiedener Art; einige standen gleich den großen öffentlichen Häusern jedem Besucher offen; andere Bordellhalter aber vermieteten die Mädchen auf kürzere oder längere Zeit an Liebhaber, und in solchem Falle hatte der betreffende, je nach der Höhe des von ihm gezahlten Preises und dem mit dem Kuppler abgeschlossenen Kontrakt, entweder das alleinige Anrecht auf ein bestimmtes Mädchen im Hause selbst, oder er durfte die von ihm ausgewählte Hetäre sogar für längere Zeit mit sich in seine Behausung nehmen. Der Mietspreis floß selbstverständlich in die Tasche des Eigentümers, und es stand im freien Belieben des Mietenden, ob er darüber hinaus noch dem Mädchen selbst Geld oder andere Geschenke geben wollte. Auch die Flöten- und Kitharspielerinnen, welche bei den Symposien aufspielten und nebenbei Hetärendienste versahen, wurden häufig in solchen Häusern gehalten; überhaupt pflegten die Kuppler nicht bloß auf Toilette und äußere Erscheinung ihrer Untergebenen, welche ja für sie ein reiche Zinsen tragendes Kapital repräsentierten, sondern auch auf ihre Erziehung und namentlich auf ihre musikalische Ausbildung etwas zu verwenden, weil sie dann höhere Preise verlangen durften.

Digitized by Google

Bei weitem am größten aber war die Zahl der für sich selbst lebenden Hetären, deren jede größere Stadt eine bedeutende Zahl aufzuweisen hatte, freilich mit sehr wesentlichen Abstufungen hinsichtlich ihres Bildungsstandes und demgemäß ihrer pekuniären Anforderungen: von der für wenige Pfennige sich hingebenden Straßendirne, bis zu der Unsummen für ihre Gunstbezeugungen verlangenden, über eine zahlreiche Sklavenschar verfügenden Kourtisane, deren Ruf durch ganz Griechenland erscholl, deren Salon die bedeutendsten Männer, die ersten Spitzen in Politik, Litteratur und Kunst versammelte, deren Bildnis große Künstler in Erz und Marmor darzustellen wetteiferten und deren Ruhm infolgedessen bis auf die Nachwelt gekommen ist. Keine unter allen diesen Hetären strahlt freilich unter ihren Genossinnen so sehr hervor, wie die ältere Aspasia, die Freundin des Perikles; eine Frau von höchster geistiger Bildung und feinstem Geschmack, welche die Männer weniger durch die Macht ihrer Reize als durch die Gaben ihres Geistes zu fesseln wußte. Andere berühmte Hetären, wie Laïs, Phryne u. a., verdanken ihren bis auf die Gegenwart gedrungenen Ruhm dagegen wesentlich ihrer außerordentlichen Schönheit und den zahlreichen Anekdoten, welche über ihr Leben, freilich auch ihre Habgier und Schamlosigkeit, im Schwange waren. Diese vollständig für sich lebenden Hetären waren teils Freigelassene, teils Fremde; manche darunter sind nicht unsympathische Erscheinungen, bei denen man wohl begreift, daß sie durch Witz und Liebenswürdigkeit auch bedeutende Männer anzuziehen verstanden; andere freilich zeigen ganz und gar den Typus der geldgierigen, putzsüchtigen, oberflächlichen Dirnen und unterscheiden sich von dem, dem ersten besten Matrosen sich hingebenden Freudenmädchen lediglich durch größeren Putz und höhere Geldforderungen, ohne moralisch im geringsten höher zu stehen.

Um zu begreifen, welche Rolle die Hetären im griechischen Leben spielten, wie es möglich war, daß Leute von sonst vorwurfsfreier Moral nichts anstößiges darin sahen, mit ihnen auf

Digitized by Google

geselligem Fuße zu verkehren, und daß in der griechischen Litteratur diese Mädchen beinah eine größere Rolle spielen, als die ehrbaren Frauen, müssen wir uns an das erinnern, was wir oben über die mangelhafte Erziehung und das zurückgezogene Leben der griechischen Frauen gesagt haben. Das allein reicht freilich noch nicht hin, um so auffallende Erscheinungen wie die zu erklären, daß einer Hetäre, wie Phryne, es nicht verwehrt wurde, ihre — freilich von Praxiteles gefertigte — Bildsäule nach Delphi zu weihen, oder daß selbige es wagen durfte, völlig entkleidet, angesichts zahlreicher bewundernder Zuschauer, einer Aphrodite anadyomene gleich, im Meere zu baden. Solche Freiheiten erscheinen nur dann erklärlich, wenn wir den alle moralische Bedenken überwindenden Schönheitssinn der Hellenen in Betracht ziehen, für welchen ein schöner menschlicher Körper gewissermaßen ein Verehrung heischendes Werk der Gottheit war, über welchem man die demselben inwohnenden sittlichen Gebrechen wohl vergessen durfte. Wurden doch in Korinth im Tempel der Aphrodite mehr als tausend Hierodulen unterhalten, welche ihre Hetärendienste gleichsam als Dienerinnen der Göttin verrichteten, eine Auffassung der Liebe als Gottesdienst, die bekanntlich im Orient ganz allgemein verbreitet war. Giebt uns diese antike Auffassung der sexuellen Verhältnisse den Schlüssel dafür, daß vieles, was wir heut mit dem Mantel der christlichen Liebe zu bedecken pflegen, im Altertum offen und ohne Scheu ausgesprochen und gethan wurde, so müssen wir deswegen doch nicht glauben, daß Stand und Gewerbe jener Mädchen, obgleich die pekuniäre Lage der hervorragenderen unter ihnen ja zum Teil eine glänzende genannt werden konnte, wirkliche Achtung genoß. Wenn für den Griechen schon jedem mit Gelderwerb verbundenen Berufe ein gewisser Makel anhaftete, um wieviel mehr, wenn dieser Beruf in Preisgebung des eigenen Körpers bestand; und mochte auch bei den durch Geist und Anmut sich auszeichnenden Persönlichkeiten die Geringschätzung, die sich der ganzen Klasse anheftete, wegfallen, so hat man doch die Stellung, welche die

Digitized by Google

Hetären überhaupt in der griechischen Welt einnahmen, nicht nach den verhältnismäßig wenigen, welche sich in einer bessern Situation befanden, zu beurteilen. Nur freilich darf man nicht erwarten, daß die Griechen, deren Moralprinzipien in geschlechtlichen Dingen so wesentlich andere waren, als unsere heutigen, diese Personen mit dem Gefühl sittlicher Entrüstung betrachtet hätten. Die größte Verachtung, die schlechteste Behandlung traf den Kuppler, und mit Recht; die Mädchen aber hatten sich im allgemeinen hierüber wohl nicht zu beklagen, wenn auch selbstverständlich jede ehrbare Frau sich vom Verkehr mit ihnen fernhielt.

Obgleich die Hetären nicht eigentlich unter polizeilicher Aufsicht standen, so waren sie doch in ihrem Berufe nicht ganz und gar unbeschränkt; in den meisten Städten mußten sie eine Gewerbesteuer an den Staat entrichten. Dagegen ist es durchaus zweifelhaft, ob spätere Schriftsteller mit Recht behaupten, daß für die Hetären eine bestimmte Tracht vorgeschrieben gewesen sei; wahrscheinlich unterschieden sie sich von den anständigen Frauen wesentlich nur durch auffallendere bunte Gewänder und größeren Putz. Der rechtliche Schutz, welchen das Gesetz jeder andern Frau im Fall von Vergewaltigung, Verkuppelung u. dgl. zu teil werden ließ, fiel bei ihnen natürlich weg; auch konnte eine Hetäre, welche ein Kind geboren hatte, vom Vater desselben, selbst wenn er zu ermitteln war, nicht Zahlung von Alimenten verlangen. Auf alle Fälle war das Los der meisten Hetären nichts besseres, als ein glänzendes Elend. Um von den armen, in Leibeigenschaft zur Preisgebung ihres Körpers gezwungenen Mädchen zu schweigen, welche in den öffentlichen Häusern oder von den Kupplern gehalten wurden, pflegten auch die für sich allein lebenden aus dem Schmutz und Elend selten herauszukommen; und wie auch heute noch es zu den gewöhnlichsten Vorkommnissen des Pariser Lebens gehört, daß eine einstmals gefeierte und mit Gold überschüttete Größe der Demimonde in Armut und Elend endigt, so waren auch unter den

Digitized by Google

Kourtisanen des Altertums nur sehr, sehr wenige, welche das in ihrer Jugend Gewonnene sich bis zum Alter zu bewahren wußten und in behaglichen Verhältnissen ihren Lebensabend zubrachten.

An Darstellungen aus dem Hetärenleben sind die griechischen Denkmäler sehr reich; wir haben schon verschiedene solcher unter den bisher gegebenen Abbildungen zu verzeichnen (vgl. namentlich Fig. 17 und 92). Andere Szenen werden wir noch gelegentlich der Symposien kennen lernen; doch müssen wir selbstverständlich darauf verzichten, die drastischsten Beispiele, die sich in der Vasenmalerei finden, mitzuteilen, ebenso wie wir uns bei unserer Darstellung des Hetärenwesens einer Vorführung der abschreckendsten Züge daraus enthalten mußten. Nur ganz übergehen durften wir diese, für das soziale Leben der Hellenen so bedeutsame Erscheinung nicht; dagegen wollen wir uns hinsichtlich einer andern Nachtseite des griechischen Lebens, der Knabenliebe, mit dem bloßen Hinweis darauf begnügen, daß dies im Orient von frühester Zeit an und heut noch allgemeine unnatürliche Laster auch bei den Griechen eine solche Verbreitung gewonnen hatte, daß dasselbe, wenn auch nicht gerade verteidigt, so doch als etwas selbstverständliches und nicht zu änderndes hingenommen ward. Es wäre ja thöricht, wenn wir verschweigen wollten, daß gerade jene Zeit, welche als die der höchsten Blüte der griechischen Litteratur und Kunst für alle Zeiten in unvergänglichem Glanze strahlt, in moralischer Hinsicht bereits angefressen und morsch war. Wo viel Licht ist, da ist eben auch viel Schatten; haben wir doch in der modernen Kunst die ganz ähnliche Erscheinung, daß die höchste Blüte der Malerei und Plastik gleichzeitig ist mit der religiösen und sittlichen Auflösung des christlichen Mittelalters; ja das Rom Alexanders VI. und Leo X. war wohl noch beträchtlich sittenloser, als das Athen des Perikles.

Digitized by Google

Register.

Druck von Greßner & Schramm, Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06386 8809

DF
91
.B658
v.1

Blumner

Leben und Sitten der
Griechen

36159

Digitized by Google

Digitized by Google